

## ÜBER DEN STAND DER NEOLITHISCHEN STILFRAGE IN SÜDWESTDEUTSCHLAND

*„In the last analysis the insupportable burden... was the need to make the material yield a chronology as well as an explanation of change. It could offer both only by distorting each“<sup>1)</sup>.*

### 1. Einleitung

Mit diesem Rückgriff auf eine Überschriftsformulierung von A. Schliz aus dem Jahre 1904 soll nicht nur einem der Väter der süd- und westdeutschen Neolithforschung eine Reverenz erwiesen werden<sup>2)</sup>, sondern es soll zugleich die ungebrochene Kontinuität einer Diskussion zum Ausdruck kommen, in deren Mittelpunkt die stilistische Entwicklung der neolithischen Keramik steht. Die Beharrlichkeit, mit der dieses Thema verfolgt wird, hat ihren Grund nicht etwa in den kunstgeschichtlichen oder kunstgewerblichen Aspekten der keramischen Veränderungen, auch nicht in ihren möglichen soziologischen Aussagemöglichkeiten oder in einem Interesse an wirtschaftlichen oder technischen Problemen, sondern es ist die Dominanz der chronologischen Fragestellung, die als treibende Kraft hinter der inhaltlichen und der methodischen Diskussion steht. Das hat seine guten Gründe, denn in den Lößgebieten an Rhein, Main, Neckar und oberer Donau fehlt es fast ganz an Stratigraphien und geschlossenen Funden, jenen befundmäßigen Voraussetzungen, die andernorts jeder relativen Chronologie von Typen und Stilen als verlässliches Gerüst dienen<sup>3)</sup>. Gräber bzw. Gräberfelder sind selten und ungleichmäßig auf das Neolithikum verteilt. Die Dauer der Friedhöfe ist begrenzt, so daß sie in der Regel nur für kurzzeitige, intrakulturelle Analysen herangezogen werden können, zudem fehlt es bei älteren Grabungen häufig an einer zeitgemäßen Dokumentation für horizontalstratigraphische Untersuchungen.

<sup>1)</sup> C. Renfrew, *British Prehistory* (1974) 35.

<sup>2)</sup> A. Schliz, *Über den Stand der neolithischen Stilfrage in Südwestdeutschland. Mitt. Anthr. Ges. Wien* 34, 1904, 378–385. — Zur Biographie von A. Schliz vgl. H. Gummel, *Forschungsgeschichte in Deutschland* (1938) 453 f.; 481.

<sup>3)</sup> Vgl. als neuere Beispiele eine Überlagerung von Bischheim durch älteres Michelsberg in Kärlich, Kr. Koblenz (*Prähist. Zeitschr.* 46, 1971, 37–101); eine Überlagerung der Stufe

Michelsberg II durch Michelsberg IV in Ilsfeld, Kr. Heilbronn (*Fundber. Schwaben* N. F. 19, 1971, 57–67); die stratigraphischen Probleme eines von der Bandkeramik bis zur frühen Bronzezeit mehrfach besiedelten Geländes werden durch Hienheim, Ldkr. Kelheim veranschaulicht (P. J. R. Modderman, *Die neolithische Besiedlung bei Hienheim, Ldkr. Kelheim. Analecta Praehistorica Leidensia* 10, 1977, 121 f.; zugleich *Materialhefte Bayer. Vorgesch.* 33).

Zwangsläufig stützt sich die chronologische Erforschung des südwestdeutschen Neolithikums daher seit ihren Anfängen auf Siedlungsfunde, die „bedingt geschlossen“ und daher mit allen Mängeln der Fundüberlieferung und zeitlichen Aussagefähigkeit behaftet sind. Durch den Vergleich von einzelnen Gefäßen, von Grubeninventaren und Siedlungsausschnitten lernte man, keramische Stilgruppen zu unterscheiden, sie in ein zeitliches Verhältnis zu setzen und so ein System der neolithischen Stilentwicklung zu errichten. Nicht zuletzt durch Befunde in europäischen Nachbarregionen gelang es mit der Zeit, die chronologische Grobgliederung in Bandkeramik, Mittelneolithikum, Michelsberg und Becherkulturen verlässlich abzusichern. Geblieben sind jedoch die Probleme einerseits der Übergänge und andererseits der auf den südwestdeutschen Raum begrenzten Kleingruppen, also Probleme der „Feinchronologie“, und damit auch alle ursprünglich auf die Großgruppen bezogenen methodischen Implikationen.

Eine auf Siedlungsfunde gegründete Chronologie hat bei voller Ausschöpfung ihrer Möglichkeiten gegenüber einer Gräberfeldchronologie zweifellos beträchtliche Vorteile. Vor allem ist ihre Materialbasis breiter, da sie nicht den rituellen Restriktionen durch die Beigabensitten unterliegt. Es ist nicht nur qualitativ mehr Material vorhanden, das Aussagen zu Bereichen erlaubt, die bei Gräbern allenfalls indirekt beleuchtet werden – etwa der ganze siedlungs- und produktionswirtschaftliche Sektor –, sondern auch unmittelbar chronologische Fragen können wegen der größeren Fundmengen sehr viel präziser beantwortet werden. So dürfte sich beispielsweise das allmähliche Auftreten von neuen keramischen Elementen in Siedlungsfunden besser fassen lassen als in Gräbern, deren nur wenige Beigaben mehr ein Entweder-Oder, also Diskontinuitäten, vorspiegeln, ganz zu schweigen von möglichen Verzerrungen durch rituellen Traditionalismus. Freilich braucht die Siedlungsforschung großflächige Ausgrabungen und genaue Fundbeobachtungen, um ihre quantitativen Betrachtungsmöglichkeiten nutzen zu können, und an einer derartigen Quellenbasis mangelt es in weiten Bereichen der südwestdeutschen Chronologie nach wie vor. Eine einzelne Grabgrube bringt für den sepulkralen Sektor in aller Regel beträchtliche Erkenntnisse, eine einzelne „Siedlungsrube“ hat meist allenfalls lokalgeschichtlichen Wert. Ihre Unzulänglichkeit für chronologische Fragen ist leicht einzusehen, wenn sie etwa Scherben zweier bislang als getrennt angesehener Keramikstile enthält. Ohne eine großflächige Untersuchung ihrer Umgebung wird man diesen in der Praxis nicht seltenen Befund nur mit großem Mißtrauen betrachten, ihn akzeptieren, wenn er in bestehende Vorstellungen hineinpaßt und ihn verwerfen oder jedenfalls zurückstellen, wenn er es nicht tut<sup>4)</sup>.

<sup>4)</sup> Beispiele für überzeugende Befunde von bedingter Geschlossenheit sind die Zusammenfunde von junger Bandkeramik und Hinkelsteinkeramik in den Siedlungsgrabungen Köln-Lindenthal und Rödgen, Kr. Fried-

berg/Hessen (Literatur und Abbildungen bei W. Meier-Arendt, *Die Hinkelsteingruppe. Röm.-Germ. Forsch.* 35 (1975) 127 Abb. 23; Taf. 18,1; 22,3) sowie eine Kombination von junger Bandkeramik und Großgartach auf

Solange zu so klassischen Keramikgruppen wie Hinkelstein, Großgartach oder Münchshöfen trotz teilweise über hundertjähriger Forschungsgeschichte nicht eine einzige größere Flächengrabung in einer Siedlung stattgefunden hat, solange bei Rössen, Michelsberg und Schussenried, von anderen nicht weniger wichtigen Gruppen ganz zu schweigen, die Situation nur unwesentlich besser ist, kann ein Fortschritt auf chronologischem Gebiet oder gar hinsichtlich anderer historischer Fragen nicht erwartet werden. Die Inventur des augenblicklichen Forschungsstandes, die im letzten Jahrzehnt von verschiedenen Seiten vorgenommen worden ist, hat zur Genüge gezeigt, daß Fortschritte nur durch eine erneute intensive Hinwendung zur Feldforschung zu erzielen sind, daß auf vielen Gebieten die Forschungsergebnisse der dreißiger Jahre allenfalls variiert, aber nicht mehr grundsätzlich verbessert werden können<sup>5)</sup>.

Verbesserung kann methodisch hinsichtlich der Chronologie nur bedeuten, von einer qualitativ vergleichenden Forschung zu einer quantitativ vergleichenden überzugehen, d. h. Merkmale und Gefäße, Typen und Inventare nicht mehr als Individuen zu betrachten, sondern sie als das zu behandeln, was sie auch im Neolithikum waren, als Ausschnitte aus einer ehemaligen „Massenproduktion“, bzw. statistisch gesprochen als Stichproben aus einer Grundgesamtheit. Mit diesen Bemerkungen sollen die Verdienste der Materialaufarbeitungen aus neuerer Zeit nicht geschmälert werden, ganz im Gegenteil haben gerade sie klar gemacht, wie unangemessen spärlich der vorhandene Fundbestand gegenüber jenem ist, der für eine wirklichkeitsnahe Beurteilung neolithischer Kulturphänomene nötig wäre und der noch der Ausgrabung harrt.

Bei dem ungenügenden Bestand an gut beobachteten Befunden ist es nicht verwunderlich, daß unterschiedliche methodische Ansätze, und seien es nur Nuancen, schon beträchtliche Auswirkungen haben, ja daß methodische Fragen überhaupt recht deutlich werden. Das ist natürlich trotz des betrüblichen Anlasses kein Nachteil, sondern ein nützlicher und klärender Zwischenschritt vor einer sich hoffentlich bald wieder intensivierenden Geländeforschung. Es ist E. Sangmeister sehr zu danken, daß er kürzlich auf das deutlichste gerade den methodischen Aspekt herausgestellt und gezeigt hat, daß bei gleichem Ausgangsmaterial im süd- und westdeutschen Neolithikum sehr verschiedenartige chronologische Ergebnisse erzielt werden können. Seine anschauliche Gegenüberstellung zweier derartiger Chronologieschemata sei hier wiederholt, um als bequemer Ausgangspunkt für weiterführende Überlegungen zu dienen (Abb. 1)<sup>6)</sup>.

dem bandkeramischen Siedlungsplatz Langweiler 8, Kr. Düren, wo außerdem ein Hausgrundriß mit entsprechenden späten Baumerkmalen nahebei liegt (Ausführliche Publikation in Vorbereitung; vgl. P. Stehli, *Großgartacher Scherben vom bandkeramischen Siedlungsplatz Langweiler 8, Kr. Düren. Arch. Korrb. 4*, 1974, 117–119).

<sup>5)</sup> Vgl. J. Lüning, *Zur Erforschung des Neolithikums (Alt- bis Jungneolithikum) in der Bundesrepublik Deutschland seit dem Jahre 1960. Jahresschr. Halle 60*, 1976, 31–48.

<sup>6)</sup> E. Sangmeister, *Zur relativen Chronologie des Neolithikums in Südwestdeutschland und der Schweiz. Germania 51*, 1973, 396 Tab. 1.

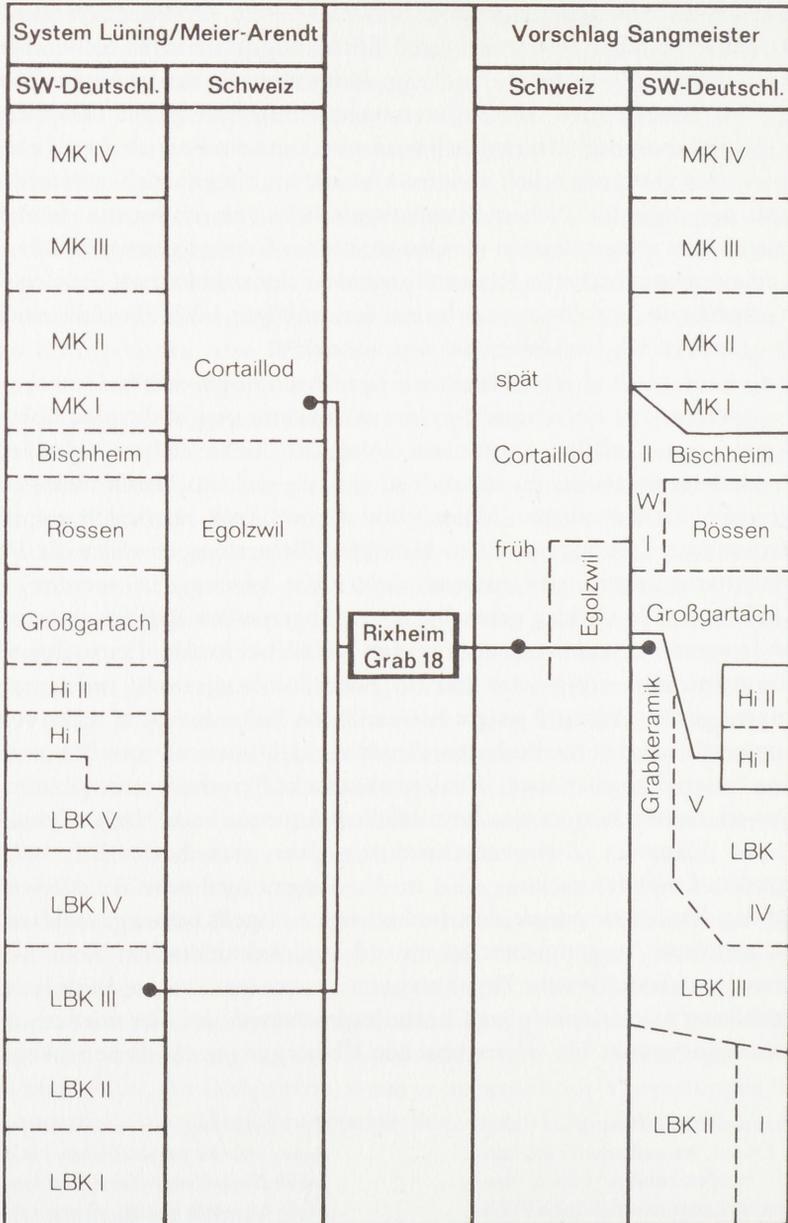


Abb. 1 Schema der relativen Chronologie in Südwestdeutschland und der Schweiz (nach Sangmeister [Anm. 6] 396 Tabelle 1). Hi = Hinkelstein; LBK = Linearbandkeramik; MK = Michelsberger Kultur; W = Wauwiler Moos.

Die Tabelle zeigt, daß im linken Vorschlag mehr ein Nacheinander, im rechten mehr ein Nebeneinander von Keramikgruppen vertreten wird, und es sind genau diese unterschiedlichen Präferenzen, hinter denen sich ein ganzes Bündel nicht nur von chronologischen Argumenten und Bewertungen, sondern auch von allgemein kulturhistorischen Hypothesen und Vorurteilen verbirgt. Darüber hinaus erweist sich die auf den ersten Blick einfach erscheinende Tabelle als vielschichtig interpretierbar. Dabei handelt es sich teilweise um spezielle Probleme des Neolithikums, teils aber auch um allgemeinere formale und wissenschaftstheoretische Aspekte dieser Darstellungsform.

Der Klarheit wegen sei vorweg festgestellt, daß es nicht darum geht, die beiden Systeme der Abb. 1 in allen Einzelheiten zu vergleichen, sind sie doch aus verschiedenen Teilchronologien zusammengesetzt und dort hinreichend begründet. Den Sachargumenten, meist stilistischen Vergleichen, die, wie erwähnt, zum beträchtlichen Teil bereits seit mehreren Forschungsgenerationen diskutiert werden, ist aus neuerer Zeit auch wenig hinzuzufügen; es ist vielmehr ein Kennzeichen der Forschung des letzten Jahrzehnts, daß weniger neue Beobachtungen am Fundstoff, sondern eher Wandlungen in den kulturhistorischen Grundanschauungen die wichtigste Veränderung der neolithischen Chronologie herbeigeführt haben (vgl. S. 83 ff.). Insofern sei das „System Lüning/Meier-Arendt“ von Abb. 1 als idealisierte und vereinfachte Darstellung dieser neueren Anschauungen akzeptiert, nicht jedoch als konkrete Wiedergabe der Auffassungen beider Autoren. Beide vertreten beispielsweise nicht die Ansicht, daß die dargestellte Stufenfolge für ganz Südwestdeutschland gelten solle, sondern haben in diesem Großraum eine ganze Reihe von regionalen Teilchronologien unterschieden<sup>7)</sup>; die in Abb. 1 vorgeführte Abfolge gilt am ehesten für das nördliche Oberrheingebiet, wo alle hier genannten Stilstufen vertreten sind. Von derlei exegetischen Erörterungen sei hier also ebenso abgesehen wie von einer Verteidigung der Einzelargumente beider Autoren, es kommt vielmehr darauf an, die von E. Sangmeister angesprochenen allgemeineren Fragen weiter zu verfolgen.

## 2. Zur Methode des stilistischen Vergleichs

Ein wesentlicher Grund für das unterschiedliche Aussehen der beiden Chronologien in Abb. 1 liegt bereits an der Basis jeder Auswertung, nämlich in der Methodik des Vergleichs und seiner Interpretation. Ausgangspunkt ist die Feststellung von Ähnlichkeiten zwischen Kulturerscheinungen, z. B. zwischen Gefäßen oder Gruppen von Gefäßen. Es gibt prinzipiell keine identischen Objekte, und selbst Ähnlichkeiten beruhen

<sup>7)</sup> J. Lüning, *Die Entwicklung der Keramik beim Übergang vom Mittel- zum Jungneolithikum im süddeutschen Raum. Ber. RGK* 50, 1969 (1971) 8

Abb. 1. — Meier-Arendt *a.a.O.* (Anm. 4) 143  
Abb. 25.

stets auf einer Auswahl von Merkmalen, die für identisch zu halten man sich entschlossen hat. Wenn Meier-Arendt bei dem bandkeramischen Gefäß auf Abb. 2,1 und dem Hinkelsteingefäß Abb. 2,2 „übereinander angeordnete, parallel schraffierte Bandwinkel“ sieht und sie als Argument benutzt, um die beiden Keramikgruppen zeitlich und kulturell eng miteinander zu verbinden<sup>8)</sup>, so ist das im Blick auf die spätere Winkelbandornamentik – etwa der Rössener, der Schussenrieder oder der schnurkeramischen Tonware – zweifellos richtig; die Hauptornamente der beiden Gefäße von Abb. 2 sind im Rahmen einer solchen Betrachtungsweise, d. h. Klassifikation, identisch.

Bei der Anlegung feinerer Maßstäbe, nämlich beim Vergleich mit stichbandkeramischen Gefäßen, wird man andererseits E. Sangmeister recht geben, wenn er auf den Unterschied hinweist, der hinsichtlich der vertikalen Bandtrennung durch das Linienband des Gefäßes Abb. 2,2 besteht; die Winkelbänder sind nun als Motive nicht mehr

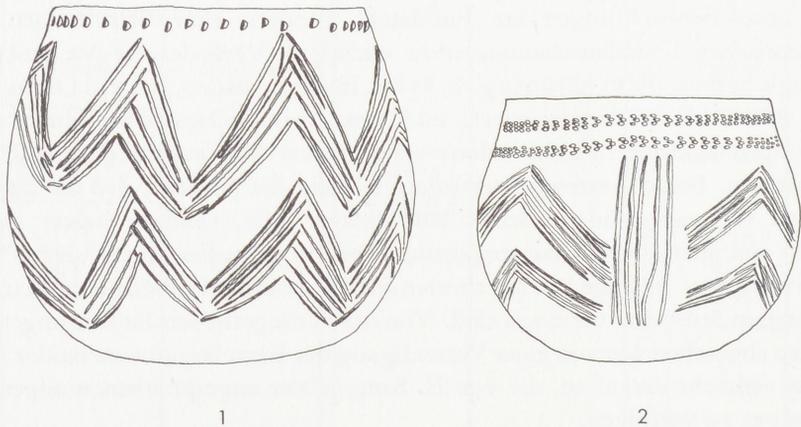


Abb. 2 Beziehungen zwischen Bandkeramik (1) und Hinkelstein (2) am nördlichen Oberrhein. — 1 Frankfurt/M — Praunheim (nach Meier-Arendt [Anm. 15] Taf. 14, 1). — 2 Worms, Rheingewann, Grab 49, (nach Meier-Arendt [Anm. 4] Taf. 85, 9). — M = 1 : 3.

identisch. Sangmeister bewertet dagegen die Ausführung in Ritzlinientechnik weiterhin als gemeinsames linearbandkeramisches Element, d. h. in dieser Hinsicht handelt es sich wieder um Vertreter „desselben“ Merkmals<sup>9)</sup>. „Identisch“ sind die Bänder damit jedoch, betrachtet man etwa Anzahl und Ausführung der Linien im einzelnen, keineswegs. Dieses Beispiel zeigt, daß die Vergleichbarkeit von den gewählten Maßstäben abhängt und damit einer willkürlichen Festsetzung unterliegt bzw. durch die Betrachtungsweise

<sup>8)</sup> Meier-Arendt *a.a.O.* (Anm. 4) 129.

<sup>9)</sup> Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 390.

und Fragestellung vorgegeben wird. Den vergleichbaren Merkmalen stehen stets zahlreiche andere unvergleichbare gegenüber<sup>10)</sup>.

„Wir bemerken starke Ähnlichkeiten, z. B. in der Verzierung von Keramik, und ziehen daraus den Schluß auf Kontakt. Dieser kann etwa so formuliert werden: Gefäß A setzt Gefäß B oder eines gleicher Art voraus oder umgekehrt; oder: Die Gefäße A und B haben ein gemeinsames Vorbild C gehabt; oder: Gefäß C wurde von A und B angeregt. Das einzig sichere ist, daß hier ein Kontakt innerhalb eines relativ geringen Zeitraumes stattgefunden haben muß“<sup>11)</sup>. Der hier von Sangmeister verwendete Begriff „Kontakt“ legt, entsprechend dem allgemeinen Sprachgebrauch, den Gedanken an eine recht enge, zeitliche Nachbarschaft nahe. Das ist aus den Ähnlichkeiten jedoch in keiner Weise abzulesen. Wenn man bei zwei verglichenen Kulturerscheinungen A und B die jeweils eigenständigen Merkmale als Teilmengen a und b und die identischen Merkmale als Schnittmenge c bezeichnet, so geht aus Abb. 3 hervor, daß ihre zeitliche Anordnung sehr verschieden vorgenommen werden kann. Sie bewegt sich zwischen absoluter Gleichzeitigkeit – dann müßten die beiden Gefäße des Beispiels von Sangmeister von zwei Töpfern zur gleichen Stunde gemacht worden sein, entweder am gleichen Platz oder an verschiedenen Orten (Abb. 3 I oben und unten) – und zwischen zeitlicher Abfolge, entweder mit zeitlicher Überlappung, oder in unmittelbarem Anschluß oder mit einer Unterbrechung (Abb. 3 II). Bei absoluter Gleichzeitigkeit ist die gemeinsame Merkmalsmenge c Ausdruck eines Zeitstils, bei chronologischer Abfolge Ausdruck einer Stiltradition. Die Unterschiede, die Teilmengen a und b, sind im ersteren Fall durch einen abweichenden persönlichen, lokalen, regionalen oder überregionalen, kurz, durch einen konkurrierenden, zeitgleichen Stil zu erklären. Bei einer Stiltradition sind sie Ausdruck von Veränderungen in der Zeit, und zwar in einem Zeitraum von zunächst unbekannter Dauer.

Während durch die Ähnlichkeit eine „Beziehung“ hergestellt wird – ein neutraler Begriff, der dem Ausdruck „Kontakt“ vorgezogen werden sollte –, erzeugt die Unähnlichkeit einen Abstand. Eine Gewichtung beider kann nur im Rahmen übergeordneter Gesichtspunkte stattfinden, denn da die Zahl der beobachtbaren Merkmale prinzipiell unendlich groß ist, gilt das auch für die zu beobachtenden Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten. Ein berechenbarer Vergleich kann daher nur im Blick auf eine vorher festgelegte Zahl ausgewählter Merkmale stattfinden, nur in Bezug auf diese lassen sich größere oder geringere Ähnlichkeiten festsetzen bzw. größere oder geringere Abstände errechnen. Ein für die Auswahl wichtiger Gesichtspunkt könnte beispielsweise in der Absicht bestehen, eine möglichst feine und kleinräumige Chronologie zu erstellen oder alternativ eine großräumige und zwangsläufig gröbere<sup>12)</sup>.

<sup>10)</sup> Zur Theorie des Vergleichs und der Klassifikation vgl. die grundlegende Darstellung bei R. C. Dannel, *Systematics in Prehistory* (1971).

<sup>11)</sup> Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 388.

<sup>12)</sup> Die Auswahl der Merkmale muß unter archäologisch-historischen Gesichtspunkten erfol-

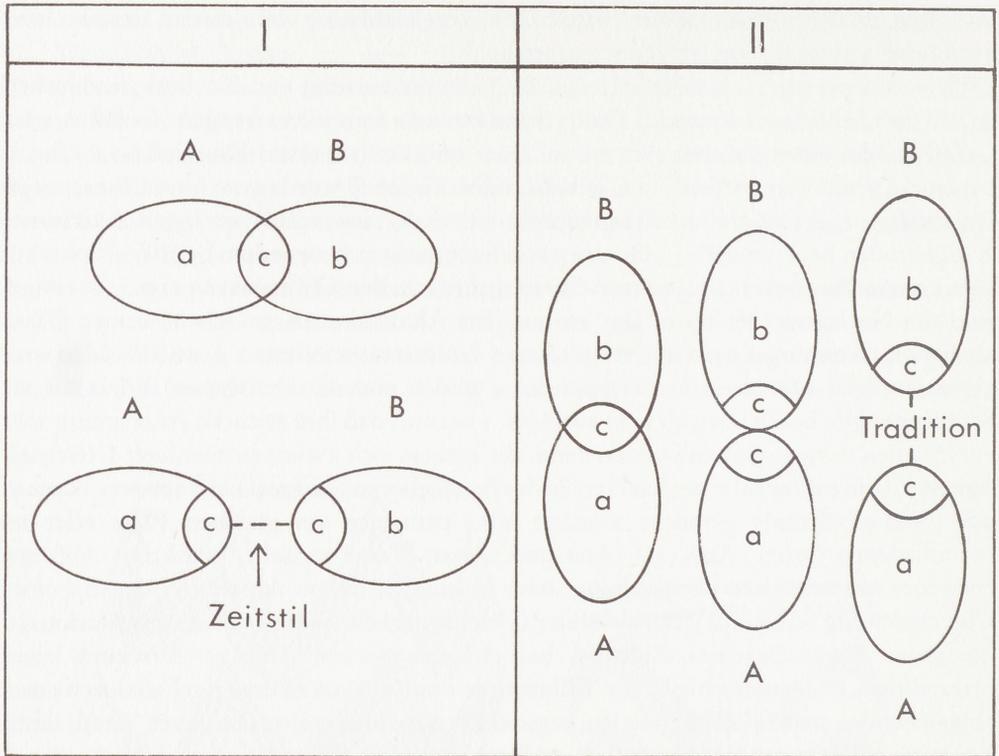


Abb. 3 Zwei Kulturererscheinungen A und B sind gleichzeitig (I), und zwar am selben Ort (oben) oder voneinander entfernt (unten), oder sie folgen aufeinander (II) mit zeitlicher Überlappung (links), in unmittelbarem Anschluß (Mitte) oder mit einer Unterbrechung (rechts). Die gemeinsamen Merkmale (Teilmenge c), d.h. die Ähnlichkeiten, müssen je nach zeitlicher Stellung anders interpretiert werden.

Ausschlaggebend für die Interpretation der Schnittmenge c ist der Begriff der Gleichzeitigkeit. Man sollte hier unterscheiden zwischen „absoluter Gleichzeitigkeit“, die ein direktes Nebeneinander im Sinne der physikalischen Zeit bedeutet, und zwischen „relativer Gleichzeitigkeit“, die ein gemeinsames Vorkommen im Rahmen einer archäologischen Zeiteinheit (Epoche, Periode, Stufe, Phase), also nicht notwendigerweise auch eine absolute Zeitgleichheit, meint. Wenn Sangmeister in obigem Zitat den „Kontakt“ mit dem Beispiel illustriert, Gefäß A setze Gefäß B „oder eines gleicher Art“

gen. Hat man sich für eine Merkmalsmenge entschieden, so gibt es mehrere mathematische Verfahren, um Ähnlichkeitsgruppen zu bilden, d. h. um zu klassifizieren. Vgl. z. B. H. H.

Bock, *Automatische Klassifikation. Studia Mathematica* 24 (1974). — K. Überla, *Faktorenanalyse*<sup>2</sup> (1971).

voraus, so bleibt selbst in diesem zeitlich denkbar eng begrenzten Fall unklar, an welche Art von Gleichzeitigkeit gedacht wird. Bewußt läßt Sangmeister hier anscheinend die Frage offen, ob die beiden Gefäße vom selben Töpfer unmittelbar hintereinander bzw. im Abstand von Stunden oder wenigen Tagen gemacht worden sind, was noch der maximalen Deponierungsdauer eines „geschlossenen Fundes“ entsprechen würde (z. B. bei einem Grab ein mehrtägiges Bestattungsritual), oder ob sie nicht eher nur sehr indirekt über Gefäße „gleicher Art“, also über Zwischenglieder, miteinander in Beziehung stehen. In letzterem Falle würde die Schnittmenge c keine absolute Gleichzeitigkeit mehr bezeugen, sondern einen Zeitraum unbekannter Länge darstellen. Daß Sangmeister im wesentlichen jedoch die absolute Zeitgleichheit meint, zeigt seine anschließende Argumentation: „Der Kontakt stellt einen Moment der Gleichzeitigkeit dar, in dem Vorbild und Nachahmung *n e b e n e i n a n d e r* vorhanden waren. Das heißt aber, daß wir allein die momenthafte Gleichzeitigkeit – G. v. Merhart nannte es „Nadelstich“ – wirklich noch erschließen können“<sup>13</sup>). Hier wird der stilistische Vergleich in seiner Funktion für die Erstellung einer Chronologie ganz offensichtlich einem geschlossenen Fund gleichgesetzt. Das kann nach dem, was oben über das Verhältnis von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zweier Kulturerscheinungen und über die mehrdeutige Interpretierbarkeit der Schnittmenge c dargelegt ist, nicht akzeptiert werden. Und wenn Sangmeister fortfährt, daß sich die „Gleichzeitigkeit als Interpretation der Übereinstimmung zuerst, gleichsam von selbst, anbietet“<sup>14</sup>), so könnte man überspitzt und ebenso einseitig auch die gegenteilige methodische Maxime vertreten, daß es wegen der stets auch vorhandenen Nichtübereinstimmungen die Ungleichzeitigkeit sei, die sich gleichsam von selbst anbietet. Tatsächlich gibt es jedoch, wie gezeigt, keine Präferenzen, sondern die Schnittmenge c erlaubt eine chronologisch sehr unterschiedliche Interpretation.

Es ist begreiflich, daß, wenn man über diesen methodischen Punkt verschiedener Meinung ist, auch Chronologietabellen von keramischen Stilgruppen verschieden ausfallen müssen. Wo die eine Seite aus Ähnlichkeiten auf ein absolutes zeitliches Nebeneinander schließen muß, bleibt der anderen ein größerer Spielraum. Wenn die letztere Auffassung richtig ist, müssen angesichts des Fehlens weiterer direkter chronologischer Informationen (Stratigraphien, geschlossene Funde, absolute Daten) andere Argumente spezieller und allgemeiner Natur zu Hilfe genommen werden, wenn man überhaupt eine chronologische Aussage treffen will.

### *3. Datierung als wissenschaftliche Erklärung*

Auf die teils bewußte, teils unbewußte Mitwirkung solcher nur mittelbar chronologischen Argumente ist bereits hingewiesen worden. Ein Blick in die Forschungsgeschichte

<sup>13</sup>) Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 388.

<sup>14</sup>) Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6).

zeigt, daß gerade beim Neolithikum chronologische Fragen von Anfang an mit umfassenderen kulturhistorischen, politisch – historischen, ethnischen und anthropologischen Konzeptionen und Untersuchungszielen verquickt und zeitweise sogar von ihnen in den Hintergrund gedrängt worden sind<sup>15</sup>). Angesichts der zunächst nur wenigen Quellen ist diese Tendenz leicht verständlich, doch hat auch die seitherige Fundvermehrung an der prinzipiellen Schwierigkeit des stilistischen Vergleichs nichts geändert. Halten wir zwei ähnliche Gefäße für gleichzeitig, so erklären wir ihre Ähnlichkeit durch Teilhabe an einem Zeitstil und ihre Unähnlichkeit durch konkurrierende Stileinflüsse. Halten wir sie für ungleichzeitig, so wird ihre Ähnlichkeit aus der Teilhabe an einer gemeinsamen Tradition und ihre Unähnlichkeit aus dem Zeitfaktor und zwischenzeitlichen verändernden Einflüssen gedeutet. Welche historischen Kräfte, etwa gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Art, hinter den „konkurrierenden Stilen“ oder den endogenen oder exogenen zeitlichen Veränderungen stehen, wäre dann erst in einem weiteren auswertenden Schritt zu untersuchen.

Da die nötigen chronologischen Anhaltspunkte jedoch in der Regel fehlen, geht man zwangsläufig umgekehrt vor und beginnt mit einer historischen Konzeption, etwa einer für wahrscheinlich gehaltenen gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Verfassung der neolithischen Bevölkerung, und richtet danach die chronologische Anordnung der Quellen aus. Die Ausgangskonzeption beruht auf dem allgemeinen Wissen über die betreffende Periode, bildet sich aber zweifellos auch vor dem breiteren Hintergrund der kulturhistorischen und weltanschaulichen Überzeugungen des Autors. Damit dringen nicht zuletzt auch Elemente des Zeitgeistes und der wissenschaftlichen Moden in das zunächst scheinbar so wertneutrale Gebäude der Chronologie ein.

Diese Situation ist für den Historiker bei allen weiterreichenden Interpretationen unausweichlich<sup>16</sup>). Sie ist prinzipiell zu begrüßen, denn dadurch ändern sich die an das Material zu stellenden Fragen und mit diesen die Untersuchungsmethoden. Hierdurch vergrößert sich die Zahl der Beobachtungen und damit die Gesamtinformation über die Vergangenheit. Bei der Erstellung einer Chronologie braucht diese Situation jedoch, so scheint es auf den ersten Blick, eigentlich nicht einzutreten. Dann nämlich nicht, wenn es

<sup>15</sup>) Eine Geschichte der Erforschung des Neolithikums in Deutschland fehlt. Teilaspekte finden sich z. B. bei: J. Driehaus, *Die Altbeimer Gruppe und das Jungneolithikum in Mitteleuropa* (1960) 1 ff. — W. Meier-Arendt, *Die bandkeramische Kultur im Untermaingebiet. Veröffentl. des Amtes für Bodendenkmalpflege im Reg.-Bez. Darmstadt* 3 (1966) 5 ff. — Ders. a.a.O. (Anm. 4) 1 ff. — J. Lüning, *Die Michelsberger Kultur. Ihre Funde in zeitlicher und räumlicher Gliederung. Ber. RGK* 48, 1967 (1968), 4 ff. —

K. Mauser-Goller, *Die relative Chronologie des Neolithikums in Südwestdeutschland und der Schweiz. Schr. zur Ur- und Frühgesch. der Schweiz* 15 (1969) 9 ff. — H. Müller-Karpe, *Handbuch der Vorgeschichte* 2 (1968) 1 ff.; 3 (1974) 1 ff. — Lüning a.a.O. (Anm. 5). — W. Meier-Arendt, *Zur Erforschung der neolithischen Kulturen im südlichen Teil der Bundesrepublik Deutschland. Apulum* 15, 1977, 27–129.

<sup>16</sup>) R. Schaeffler, *Einführung in die Geschichtsphilosophie* (1973).

gelänge, für jedes Objekt das Datum seiner Ersterung zu ermitteln, und möglichst auch noch seine weiteren „Lebensdaten“, so wie es bei schrifthistorischen Personen und Ereignissen der Fall ist. Eine solche Erwartung scheint sich hinter der gelegentlich zu hörenden Devise „Erst die Chronologie, dann die Interpretation“ zu verbergen. Aus verschiedenen Gründen dürfte dieses Ziel für urgeschichtliche Quellen jedoch utopisch sein. Ob es eines Tages gelingt, naturwissenschaftliche Verfahren zu entwickeln, die „auf den Tag genau“ datieren, und zwar notwendigerweise alle prähistorischen Quellenarten, sei dahingestellt. Selbst im positiven Fall bleibt das Problem der Lückenhaftigkeit der Quellen. Das Fehlende muß durch Ergänzungen ersetzt werden, und hierbei treten stets subjektive Elemente hinzu. Bis wohin man gelangen dürfte, läßt die heutige Situation hinsichtlich der naturwissenschaftlichen Datierungsverfahren vielleicht erkennen, nämlich zur absoluten Fixierung nur relativ weniger Objekte und Ereignisse, an die die große Masse der Quellen durch Vergleich angeschlossen werden muß.

Neben diesen speziellen, aus der Besonderheit der prähistorischen Quellen resultierenden Gründen gibt es auch eine allgemeine, wissenschaftstheoretische Begründung dafür, daß in jede Datierung nicht-chronologische Argumente einfließen. Während die Fundstelle prähistorischer Objekte, d. h. die Fixierung im Raum, durch unmittelbare Beobachtung festgestellt werden kann, trifft das für die Datierung, die Fixierung in der Zeit, nicht zu, sieht man von schriftlichen und inschriftlichen Zeugnissen ab. Das Entstehungsdatum und alle weiteren Lebensdaten sind daher bereits Interpretationen, d. h. wissenschaftliche Erklärungen. Das gilt selbstverständlich auch für relative Datierungen. Auch wenn Gegenstände in einer Stratigraphie relativ datiert werden, bedürfen die Strata einer Interpretation, in der sichergestellt wird, daß hier eine primäre zeitliche Abfolge vorliegt. In eine derartige zeitliche Erklärung einer Stratigraphie gehen auch zahlreiche zusätzliche Beobachtungen, die gar nicht an dem speziellen Fall gemacht worden sind, also Erfahrungen, und außerdem Argumente allgemeiner Natur, vor allem naturgesetzlicher Art, ein<sup>17)</sup>.

Damit ist aber schon die Struktur jeder wissenschaftlichen Erklärung angesprochen. Diese besteht aus mindestens einem allgemeinen Gesetz oder einer allgemeinen menschlichen Verhaltensmaxime und aus speziellen „Randbedingungen“, d. h. Beobachtungen<sup>18)</sup>. Wenn ein Fundkomplex als „Grab“ gedeutet wird, so ist in dieser Interpretation eine ganze Reihe gegenwärtiger menschlicher Verhaltensweisen enthalten, von denen angenommen wird, daß sie auch in der Vergangenheit gültig gewesen sind; mit ihrer Hilfe werden die konkreten Beobachtungen des Einzelfalls erklärt. Obwohl diese Maximen häufig trivial sind – je weiter zeitlich zurück, desto weniger –,

<sup>17)</sup> Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 402 f.

<sup>18)</sup> Dieser Abschnitt folgt der Wissenschaftstheorie des „Kritischen Rationalismus“, vgl.: K. Popper, *Logik der Forschung* (1976)<sup>6</sup>. –

Ders., *Objektive Erkenntnis* (1972). – Ders., *Das Elend des Historizismus* (1974). – E. Ströker, *Einführung in die Wissenschaftstheorie* (1973).

und der Historiker mehr an den speziellen Randbedingungen interessiert ist, weshalb er auch mehr beschreibt als erklärt, ist es wichtig, den prinzipiellen Vorgang auch bei der chronologischen Erklärung prähistorischer Beobachtungen im Auge zu behalten. Die Datierung eines neolithischen Hausgrundrisses beispielsweise durch Vergleich mit anderen setzt schon recht konkrete Vorstellungen davon voraus, von welchen Maximen sich die Siedler beim Hausbau leiten ließen. Ob sie etwa bereit waren, äußere Anregungen aufzunehmen oder ob man sie als eine isolierte retardierende Gruppe betrachten will, ob sie aus einem historisch-dynamischen, innovationsfreudigen Gebiet oder aus einer traditionell rezeptiven Region stammen<sup>19)</sup>, es hängt von solchen beim heutigen Forschungsstand in der Regel subjektiv gefärbten Einschätzungen ab, wie ein beobachtbares konservatives oder progressives Bauelement chronologisch beurteilt wird. Diese vermuteten allgemeinen Handlungsmaximen der Vergangenheit, die in jeder chronologischen Erklärung enthalten sind, stellen das Einfallstor für alle nicht-chronologischen Argumente dar. „Es ist leicht, den Vorzug chronologischer Untersuchung und Interpretation damit zu begründen, daß man eine historische Aussage ohne festgelegte Chronologie nicht machen könne. Man vergißt dabei nur zu gern, daß die „relative Chronologie“, auch wenn sie auf gute stratigraphische Befunde gestützt ist, nie ohne kulturgeschichtliche Interpretation auskommt“<sup>20)</sup>.

In der Chronologie des süd- und westdeutschen Neolithikums besteht „gesichertes Wissen“, d. h. ein breiter Konsensus, im Augenblick nur hinsichtlich der generellen Abfolge der großen Keramikgruppen und der allgemeinen Stilentwicklung innerhalb von Gruppen wie Bandkeramik, Rössen und Michelsberg, während fast sämtliche Kontakterscheinungen bzw. „Mischgruppen“ oder „Übergangshorizonte“ schon gegensätzliche Beurteilungen erfahren. Es ist zweifellos notwendig und lehrreich, sich über die hinter solchen Auffassungsunterschieden stehenden „Vor-Urteile“ etwas mehr Klarheit zu verschaffen, denn es scheint, als herrsche über die technischen Methoden, wie man eine Chronologie aufzubauen habe, wesentlich mehr Einigkeit als über die Bewertung der Beobachtungen, die man dafür heranzieht.

#### 4. Gesichertes Wissen und Hypothesen

Man wird in der Regel verschiedener Meinung darüber sein, wo genau die Grenzen zwischen gesichertem Wissen, möglichen Interpretationen und denkbaren Hypothesen verlaufen. Selbst wenn also Chronologietabellen darauf beschränkt würden, nur das

<sup>19)</sup> Gesichtspunkte, die vor allem U. Fischer immer wieder in die Diskussion neolithischer Kulturerscheinungen einbezieht, z. B. U. Fischer, *Die Gräber der Steinzeit im Saalegebiet*

(1956) 12. — Ders., *Zu den neolithischen Kollektivgräbern in Hessen und Thüringen. Nass. Ann.* 79, 1968, 17 f.

<sup>20)</sup> Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 402.

gesicherte Wissen darzustellen, müßten sie verschieden ausfallen. Selten ist der Zweck einer Tabelle jedoch so einseitig, vielmehr umfaßt sie meist ein Konglomerat der verschiedensten Grade von Sicherheit. Sie ist in der Regel eine vereinfachte Zusammenfassung des Textes, enthält gelegentlich jedoch auch darüber hinausgehende Hypothesen<sup>21)</sup>.

Neben gesicherten „Fakten“ enthalten die beiden Chronologiesysteme auf Abb. 1 auch außerordentlich hypothetische Elemente. So gibt es in beiden eine partielle Überlappung zwischen den Stufen Bandkeramik V und Hinkelstein I. Diese beruht auf zwei bedingt geschlossenen Funden aus Rödgen, Kr. Friedberg/Hessen und aus Köln-Lindenthal, die recht verläßlich eine absolute Gleichzeitigkeit beider Stile zu einem bestimmten Zeitpunkt bezeugen<sup>22)</sup>. Diesen legt das linke Schema in einen späten Abschnitt des vorangehenden und in einen frühen Abschnitt des jüngeren Stils. Beide Teilabschnitte „Vb“ und „Ia“ sind jedoch inhaltlich noch nicht ausreichend definiert worden, um eine solche Festlegung zu rechtfertigen. Einstweilen könnten die beiden Stilstufen V und I auch zur Gänze nebeneinander gestellt werden. Das ist nicht nur möglich, wenn man die Kernlandschaften der Hinkelsteingruppe im weiteren Mainmündungsgebiet und am mittleren Neckar mit ihren Randzonen am Oberrhein, am mittleren Main sowie am Mittel- und Niederrhein vergleicht, wenn man also regional differenziert, sondern das gilt auch für die Kernlandschaften selbst, wie der Kontaktbefund von Rödgen in der Wetterau zu zeigen scheint. Er ist auch entsprechend interpretiert worden<sup>23)</sup>, so daß Hinkelstein sich sogar im Kerngebiet nicht aus der spätesten Bandkeramik herausentwickelt hätte, sondern eigentlich bereits aus der Stufe LBK IV. Sein Entstehungsbereich wäre also noch enger zu fassen und vielleicht in Rheinhessen und der Pfalz zu suchen. Auch hier brauchte man natürlich die Stufe LBK V nicht so vollständig auszuschließen, sondern könnte sie mit einem Abschnitt V a noch selbständig und mit einem Abschnitt V b zusammen mit ersten Hinkelsteinelementen existieren lassen. Diese chronologischen Überlegungen müßten am Material überprüft werden. Sie beruhen jedoch alle auf der vorausgesetzten und heutzutage einleuchtenden kulturhistorischen Hypothese, daß die Hinkelsteingruppe im wesentlichen aus der regionalen Bandkeramik am nördlichen Oberrhein herausgewachsen sei, daß es sich also um eine von mehreren spätbandkeramischen Regionalisierungserscheinungen handele<sup>24)</sup>.

<sup>21)</sup> So die Trennung in älteres und jüngeres Schwieberdingen bei Lüning *a.a.O.* (Anm. 7) 8 Abb. 1 (Tabelle) oder die Trennung von älterem und jüngerem bayerischen Rössen bei A. Stroh, *Die Rössener Kultur in Südwestdeutschland. Ber. RGK* 28, 1940, 66 (hier allerdings in einer Übersicht, nicht in tabellarischer Form).

<sup>22)</sup> Vgl. Anm. 4.

<sup>23)</sup> Meier-Arendt *a.a.O.* (Anm. 4) 16 Abb. 2 (Karte); 130; 141 f. mit Tabelle Abb. 25. — Zu den Übergangsproblemen vgl. zuletzt M. Dohrn-Ihmig, „Kölner Typ“, später „Šárka-Typ“ und ältere Sticbandkeramik. *Jahresschr. Halle* 60, 1976, 109–116. — Dies., *Die Geringer Gruppe der späten Linienbandkeramik im Mittellrheintal. Arch. Korrb.* 4, 1974, 301–306.

<sup>24)</sup> Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 400 f. diskutiert

Ein anderes hypothetisches Element ist die Interpretation des von Sangmeister diskutierten bandkeramischen Grabes 18 aus Rixheim bei Mühlhausen im Elsaß<sup>25</sup>). Aus Abb. 1 geht hervor, welche umstürzenden Folgen dieser Fund für die im linken Schema vertretene Chronologie hat. Sangmeister verfolgt verschiedene Lösungsmöglichkeiten. Eine ist die in Abb. 1 rechts dargestellte Chronologie, bei der die Keramik der Stufe Bandkeramik III als Grabkeramik, und nur als solche, bis in die Großgartacher Zeit hinein hergestellt und verwendet worden sein soll. Das angebliche Gefäß des älteren Cortaillod aus dem Rixheimer Grab gelangt durch eine Frühdatierung dieser bislang für jungneolithisch gehaltenen Gruppe bis in den Großgartacher Horizont zurück. Die einzelnen Argumentationsschritte würden an dieser Stelle eine ausführliche Diskussion erfordern, wobei freilich vor allem Bekanntes zu wiederholen wäre, wie etwa die Gründe, warum die „Kugelbechergruppen“ und mit ihnen das stratigraphisch unter Cortaillod liegende Egolzwil in den Übergang Mittel-/Jungneolithikum einzuordnen sind<sup>26</sup>). Entscheidend ist, daß eine „Retardierung“ von neolithischer Grabkeramik gegenüber der zunächst gleichzeitigen Siedlungskeramik bisher nicht nachgewiesen werden kann; chronologische Vermischungen, und schon gar von solchem Ausmaß, fehlen in gut beobachteten Gräbern und Gräberfeldern. Auch die rasche Veränderung von Grab- und Bestattungssitten im Verlauf des mitteldeutschen Neolithikums zeigt, daß zumindest dort der sepulkrale Bereich nicht zu den konservativen und beharrenden Kulturkomponenten gehört<sup>27</sup>). Man würde außerdem trotz aller in einem solchen Falle vorauszusetzenden „Meidungstabus“ doch erwarten dürfen, daß in Siedlungen wenigstens gelegentlich entsprechende Vermischungen vorkommen. Von solchen Beimischungen alt- und mittelneolithischen Fundgutes in Schweizer Seeufer- und Moorsiedlungen ist jedoch nichts bekannt<sup>28</sup>), ebenso gibt es am südlichen Oberrhein kein schlagendes Beispiel für den umgekehrten Fall. Sobald das Jungneolithikum erreicht ist, bilden sich dagegen

auch die Möglichkeit, daß Hinkelstein sich hinsichtlich der Siedlungs- und Wirtschaftsweise und des Grabbrauches strukturell von der Bandkeramik unterscheidet, was ganz andere chronologische Hypothesen erlaubt, die hier in Abb. 1, rechtes Schema, im Verhältnis von Hinkelstein zur späten Bandkeramik und zu Großgartach zum Ausdruck kommen (vgl. auch S. 100).

<sup>25</sup>) Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 393 ff. mit Abb. 1.

<sup>26</sup>) Zu den „Kugelbechergruppen“ vgl. Lünig *a.a.O.* (Anm. 7). — Die Stratigraphie vom Zürichsee ist zitiert bei Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 395; 397, der ihr (S. 397) vorerst nur

lokale Bedeutung zubilligen möchte. Diese skeptische Reserve gegenüber Stratigraphien wird auch gerne als methodische Regel empfohlen (*ebd.* S. 388). Wo jedoch gut beobachtete Überlagerungen in Mitteleuropa vorhanden sind, wobei besonders an die Schweiz zu denken ist, kommt es kaum zu Widersprüchen, die eine generelle Skepsis rechtfertigen würden.

<sup>27</sup>) U. Fischer, *Die Gräber der Steinzeit im Saalegebiet* (1956). Viele sepulkrale Elemente verändern sich hier ebenso schnell wie die Keramik.

<sup>28</sup>) Vgl. die Liste der südlichsten Rössener Funde bei Lünig *a.a.O.* (Anm. 7) 10 ff. Karte 1. 66.

zahlreiche Nord-Südverbindungen<sup>29)</sup>. Auch aus dem süd- und westdeutschen Raum gibt es genügend ausreichend beobachtete reine Gruben- und ganze Fundplatzinventare, die bezeugen, daß im Siedlungssektor die Perioden Alt-, Mittel- und Jungneolithikum keine derartigen Vermischungen aufzuweisen haben.

Man sollte daher die Stratigraphie vom Zürichsee, die Cortaillod über Egolzwil zeigt, ernst nehmen und die zweite entscheidende Frage stellen, ob man den schlichten konischen, unverzierten Becher aus dem Rixheimer Grab wirklich mit Cortaillod vergleichen und als hinreichendes Argument für derart schwerwiegende Folgerungen in Anspruch nehmen darf. Hier scheint doch einstweilen wegen zu vieler Unbekannten Zurückhaltung angebracht zu sein<sup>30)</sup>, und alternative bandkeramische Vergleichsstücke sind so fernstehend nicht<sup>31)</sup>.

### 5. Feine und grobe, lange und kurze Chronologie

Man kann nicht nur Einzelheiten des aktuellen chronologischen Forschungsstandes verschieden einschätzen, man kann auch über das, was in chronologischer Hinsicht grundsätzlich erreicht werden sollte und erreicht werden kann, unterschiedliche Meinungen vertreten. Dieser Punkt wird selten behandelt. Wie fein sollte eine „Feinchronologie“ eigentlich sein? Ist es wünschenswert, eine absolute Feinchronolo-

<sup>29)</sup> Vgl. die Beziehungen zwischen Michelsberg und der Pfyner Gruppe sowie der Cortaillodkultur bei Lüning *a.a.O.* (Anm. 15) 145 ff. 167 (S. 169: Hirschhornbecher. — Hierzu neuerdings auch R. Wyss, *Das jungsteinzeitliche Jäger-Bauerndorf von Egolzwil 5 im Wauwilermoos* [1976] 105) mit Verbindungen zur Munzinger Fazies der Michelsberger-Kultur.

<sup>30)</sup> Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 399 verweist selbst auf mögliche westeuropäische Anregungen. Die neueren Grabungen in der burgundischen Pfote zeigen, daß die jüngere Bandkeramik, nach den C<sup>14</sup>-Daten zu urteilen, hier nicht allein existierte: P. Pétrequin, *La Grotte de la Tuilerie à Gondensans-les-Montby* (1972). — Ders., *Interprétation d'un habitat néolithique en grotte; le niveau XI de Gonvillars (Haute Saône)*. *Bull. Soc. Préhist. Franç.* 71, 1974, 489–534.

<sup>31)</sup> Konische Becher bis Schalen mit flachem Boden sind seit der ältesten Bandkeramik bekannt, vgl. H. Quitta, *Zur Frage der ältesten*

*Bandkeramik in Mitteleuropa. Prähist. Zeitschr.* 38, 1960, 1 ff. 153 ff. bes. 5 ff. Abb. 1, e.f.k.m.; 2 b; 3 e; 5 m.n.; 7 h; 19 a. — Meier-Arendt *a.a.O.* (Anm. 15) 23 f. 31; 36; 42 nennt aus dem Untermaingebiet solche Gefäße noch aus Stufe II (Flomborn). In Stufe III werden Flachböden selten, in IV und V fehlen sie anscheinend. In der Hinkelsteingruppe treten flachbodige konische Becher dann wieder auf, sind allerdings selten: Meier-Arendt *a.a.O.* (Anm. 4) 29, Taf. 28, 1; 91, 12; Typentafel A. Eine systematische Aufnahme würde sicherlich noch erheblich mehr Material zur Frage der Dauer konischer Gefäßformen und flacher Böden zutage fördern, vgl. z.B. *Fundber. Baden-Württemberg* 2, 1975 Taf. 79, 8.9. Wenn auch eine exakte Parallele zu dem Rixheimer Gefäß bislang nicht beigebracht werden kann, wirkt es vor dem Hintergrund der zitierten Beispiele jedenfalls nicht so „unbandkeramisch“, wie es zunächst scheint.

gie anzustreben, wenn sie nur zum „trivialen“ Einzelereignis führt, lohnt ein solches Wissen überhaupt? Ist es nicht wichtiger, nur die größeren Linien der kulturellen Entwicklungen und Beziehungen herauszuarbeiten, die mit einer größeren Chronologie auskommen? Ein Blick auf die Entwicklung in Abständen von 50 oder 100 Jahren könnte eine solche Betrachtungsweise, die bei einer größeren Informationsmenge vielleicht den Wald vor Bäumen nicht sehen würde, sogar erleichtern. Der Zustand der Quellen kommt dieser im engeren Sinne „kulturgeschichtlichen“ Fragestellung zweifellos entgegen und hat sie eigentlich hervorgebracht. Sieht man von der subjektiven Bewertung ab, die in solchen Zielfragen steckt: Ist es nicht realistischer, sich auf eine größere, vielleicht sogar nur relative Chronologie zu beschränken, kann eine absolute Feinstchronologie für Einzelereignisse, also auch Einzelgegenstände, selbst wenn sie für wünschenswert gehalten wird, überhaupt erreicht werden?

Die Frage ist so alternativ sicherlich falsch gestellt. An der Wünschbarkeit auch einer absoluten Feinstchronologie kann kein Zweifel bestehen. Wenn wir mit ihrer Hilfe beispielsweise über den Arbeitsrhythmus eines Töpfers Bescheid wüßten (vgl. S. 102 ff.), ließen sich viele Fragen der kulturellen „Entwicklungsmechanik“ sowie der Wirtschafts- und Sozialverhältnisse mit einem Schlage besser verstehen. Alle urgeschichtlichen Quellen sind Individuen und Einzelereignisse, und die „großen Entwicklungslinien“ können nur auf einer möglichst präzisen Datierung solcher Individualerscheinungen basieren; ganz zu schweigen von „Erklärungen“, die wenigstens teilweise im Mikrobereich gesucht werden müssen. Bestes Beispiel für die praktische Bedeutung, die Einzelereignisse in der Urgeschichtsforschung besitzen, sind die geschlossenen Funde, die innerhalb von Minuten oder Stunden in den Boden gelangt sind.

Ist es also durchaus legitim, Chronologien mit verschiedenen Zielsetzungen und Spannweiten zu errichten, angefangen bei solchen, die die Arbeitsgänge bei der Herstellung eines Einzelobjektes registrieren bis zu weitreichenden, die Kulturveränderungen in Jahrhundertabständen messenden, so wird andererseits deutlich, wie stark sich derartig unterschiedliche Forschungsziele auf die Merkmalsauswahl auswirken müssen, wie wichtig es ist, das jeweilige Ziel einer Chronologie präzise zu definieren.

In der neolithischen Keramikchronologie herrscht einstweilen die Ansicht, daß jede feinere Unterteilung einen Fortschritt bedeutet<sup>32)</sup>. Mangels einer gesicherten absoluten Chronologie weiß man nicht recht, ob die bisher unterschiedenen Stilstufen und Stilphasen ein nach Jahrhunderten zu messendes Raster oder wenigstens stellenweise

<sup>32)</sup> Ein Gegenbeispiel ist die Keramikchronologie des bandkeramischen Siedlungsplatzes Langweiler 9, die feiner war als die dortige Hauschronologie und zu deren Beschreibung wieder zu Doppelstufen zusammengefaßt werden mußte: R. Kuper, H. Löhr, J. Lüning,

P. Stehli u. A. Zimmermann, *Der bandkeramische Siedlungsplatz Langweiler 9, Gemeinde Aldenhoven, Kr. Düren. Rhein. Ausgrabungen* 17 (1977) 118, 310, 319f. Abb. 124. Allerdings ist das Prinzip, nach dem hier die 12 Stufen gebildet wurden, anders als üblich.

schon ein feineres, in Gruppen von Jahrzehnten auszudrückendes Schema darstellen. Fundgruppen mit reich verzierter Keramik sollten eigentlich eine in Generationen zu messende Chronologie zulassen, insbesondere wenn quantitative Argumente hinzugenommen werden; über erste Ansätze ist man in dieser Frage aber noch nicht hinausgekommen<sup>33</sup>).

Die Unsicherheiten hinsichtlich der absoluten Dauer des Neolithikums erlauben also einen weiten subjektiven Spielraum darüber, wie der Feinheitsgrad der gegenwärtig bestehenden Chronologie einzuschätzen ist. Ein Anhänger einer „langen Chronologie“ wird es für unwahrscheinlich halten, daß die dann nur als äußerst lückenhaft anzusehende Fundüberlieferung uns ausgerechnet jene zwei Gefäße in die Hand gibt, die als Vorbild und Nachahmung realiter nebeneinander vorhanden waren. Man wird vielmehr zwei Gefäße wie die in Abb. 2 dargestellten nur als zufällige Zeugnisse von keramischen Traditionen betrachten. Man darf beim gegenwärtigen Forschungsstand also weniger darauf hoffen, den zeitlichen Mikrobereich zu erfassen – die Tagesarbeit eines Töpfers oder auch seine Jahresproduktion, ja kaum die Generationsfolge von Töpfern –, sondern man wird sich mehr auf das zeitliche Arrangement von langfristigeren Ereignissen, etwa von Töpfereitraditionen, als gegenwärtig mögliche Forschungsaufgabe einstellen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es wohl verständlich, wenn man die in der Tabelle Abb. 1 genannten Keramikgruppen eher nacheinander anordnet. Es gibt von den meisten in ausreichender Anzahl stilistisch „reine“ Inventare, um ihnen eine Zeit zubilligen zu können, in der sie allein existierten. Es steht bei einer langen Chronologie, etwa in dem Ausmaß, wie es die C<sup>14</sup>-Daten nahelegen, für viele Gruppen auch genügend Zeit für eine selbständige Existenz zur Verfügung. Diese Zeiträume werden beim gegenwärtigen Forschungsstand nur in den wenigsten Fällen so gefüllt, daß man überhaupt eine räumliche und zeitliche Siedlungskontinuität belegen kann. Es läßt sich also bei einer Zunahme systematischer Grabungen sehr wohl erwarten, daß die bisher definierten „reinen“ Abschnitte der Gruppen mit noch erheblich mehr Material gefüllt werden können und daß noch genügend geschlossene Funde aus Übergangshorizonten als „missing links“ auftreten werden<sup>34</sup>). Insofern ist es das linke Schema der Tabelle Abb. 1 mit seinem abstrakten „Kästchensystem“ und seiner Zurückhaltung gegenüber allen

<sup>33</sup>) M. Dohrn-Ihmig, *Die Anwendung statistischer Prüfverfahren bei der Stilanalyse und bei der Erkennung von Typen am Beispiel verzierter bandkeramischer Gefäße*. *Prähist. Zeitschr.* 51, 1976, 1 ff. bes. 16 ff.

<sup>34</sup>) Beispielsweise zwischen Großgartach und Rössen (Gruppe Planig-Friedberg) oder zwischen Rössen und Schwieberdingen oder zwischen Münchshöfen und Altheim. Welche Überraschungen selbst relativ lange und sorg-

fältig beobachtete Regionen wie das mittlere Neckargebiet noch bereit halten, zeigt ein neuer „Kugelbecherfund“ aus Endersbach, Ldkr. Waiblingen, ein Bischheimer Gefäß, das man eher im Rheintal erwartet hätte und über dessen kulturelle Umgebung in Württemberg vorerst nur Vermutungen möglich sind. (*Fundber. Baden-Württemberg* 2, 1975, 16 f., Taf. 36 A).

Überlappungen, das aufnahmefähiger und für zukünftiges Material offener gehalten wird und das eine vorschnelle Festlegung vermeidet<sup>35</sup>).

Anders steht es bei der Annahme einer „kurzen Chronologie“. In diesem Falle wird man die bestehende Quellenbasis positiver einschätzen und eher geneigt sein, „historische“ Interpretationen vorzunehmen, also etwa bei Fundlücken auf die Retardierung älterer oder auf den früheren Beginn von jüngeren Kulturerscheinungen zu schließen und generell mehr an ein Nebeneinander als ein Nacheinander zu denken. Vielleicht liegt auch in einer unterschiedlichen Auffassung von der absoluten Chronologie ein Motiv für die oben geschilderten methodischen Differenzen und damit die unterschiedliche Disposition der beiden Schemata von Abb. 1.

#### 6. Die isochronologische Interpretation von Grenzlinien

Man sollte die Unterschiede der beiden Chronologiesysteme auf Abb. 1 freilich noch unter einem ganz anderen Gesichtspunkt betrachten als dem der Vergleichbarkeit von einzelnen Gefäßen oder der Einschätzung des Forschungsstandes und der absoluten Chronologie. Es scheint nämlich, als ob die beiden Systeme mit den einzelnen Keramikgruppen und Keramikstilen etwas ganz Verschiedenes tun, weil über sie etwas Verschiedenes ausgesagt werden soll. Darauf verweist der augenfällige Unterschied zwischen den waagerechten Linien des linken und den schrägen bis senkrechten Linien des rechten Schemas, und es fragt sich, ob diese Grenzziehungen überhaupt dieselbe Bedeutung haben sollen. Es gibt andere Tabellen, die noch deutlicher die Tendenz zu schrägen Grenzlinien zeigen und damit offenbar eine Auflockerung des viel kritisierten „Kästchensystems“ erreichen wollen<sup>36</sup>). Dahinter steht offenbar auch ein grundsätzlicher Unterschied, nämlich die Deutung der Grenzlinien als Zeitmarken oder als kulturelle Grenzen. Im ersteren Falle müssen sie waagerecht verlaufen, im letzteren können sie es tun, brauchen es aber nicht. Entsprechend sollte man sie als „isochronologische“ bzw. als „kulturelle“ Grenzen bezeichnen<sup>37</sup>).

In diesem Sinne läßt sich das linke, mit Ausnahme der Grenze LBK V/Hinkelstein I isochronologische Schema von Abb. 1 als eine Zeitskala verstehen, als eine Serie von Maßeinheiten für etwa 1500 C<sup>14</sup>-Jahre neolithischer Kulturentwicklung (4400–2900 v. Chr.). Die horizontalen Linien stehen stellvertretend für absolute Daten, beispielsweise für Jahrhundertgrenzen. Es ist zweifellos sehr zu wünschen, daß es einmal durch möglichst viele absolut datierte Objekte und Inventare gelingt, die Kulturerscheinungen

<sup>35</sup>) Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 403.

<sup>36</sup>) Nur ausnahmsweise sagt ein Autor präzise, welche Bedeutung die schrägen Grenzlinien einer Tabelle haben sollen: z. B. Driehaus

*a.a.O.* (Anm. 15) 186 f. (Tabelle).

<sup>37</sup>) Isochronologisch im Sinne der von H. Müller-Karpe, *Handbuch 2 a.a.O.* (Anm. 15) VI f. verwendeten Bestimmung.

und damit auch die keramischen Stilgruppen in einem solchen absoluten Datennetz zu fixieren. Erst dann wird man über die sicherlich ungleiche Länge der einzelnen Stilgruppen, die in dem Schema allenfalls auf Grund der vorhandenen Fundmengen geschätzt worden ist, und damit über die im Laufe der Zeit unterschiedliche Dynamik der Keramikentwicklung Näheres aussagen können. Erst dann wird man auch angeben können, wie durchlässig diese horizontalen Zeitgrenzen sind, in welchem Ausmaß sie von den einstweilen per definitionem phasenbildenden Stilgruppen überschritten werden.

Die waagerechten Linien werden als isochronologische Grenzen normalerweise jeweils am Beginn von etwas Neuem gezogen, d. h. beim ersten Auftreten der eine jüngere Stilgruppe charakterisierenden Elemente. Nur so kann eine Stilgruppe mit einer Stilphase gleichgesetzt werden. Phase wird hier analog dem allgemeinen Sprachgebrauch als reiner Zeitbegriff verstanden, so daß es eine zeitliche Überlappung oder gar eine Gleichzeitigkeit zweier Stilphasen innerhalb einer Tradition nicht geben kann<sup>38)</sup>.

Die linke Darstellung in Abb. 1 ist daher an der Grenze von LBK V und Hinkelstein I inkonsequent, weil in Südwestdeutschland zur Zeit von Hinkelstein I in mehreren Gebieten zwar noch LBK V-Keramik hergestellt worden ist, dieses Material aber schon in die Zeitphase Hinkelstein I fällt und daher zeitlich nur so bezeichnet werden kann. Entwickelt werden können solche isochronologischen Kästchensysteme immer nur in jenem begrenzten Gebiet, in dem die definierenden Stilprägungen alle vorhanden sind. Als Zeitraster läßt es sich natürlich auch auf benachbarte und entfernte Räume übertragen, etwa wenn das Ausgangsgebiet eine starke kulturelle Ausstrahlung und Anregerfunktion besitzt und daher die Basis für eine großräumige Gliederung abgeben soll.

Eine grundsätzliche Schwierigkeit ist allerdings nicht zu vermeiden, wenn man beim neolithischen Fundstoff die isochronologische Betrachtungs-, Datierungs- und Darstellungsweise anwendet, also Stilgruppen als Zeiteinheiten nimmt: es muß dabei zu Fehldatierungen kommen, weil in der Regel kein Kulturphänomen schlagartig aufhört. Es ist durchaus damit zu rechnen, daß selbst im Ausgangsgebiet eines Chronologiesystems Keramikinventare auftreten, die – aus welchen Gründen auch immer – keines der definierenden jüngeren Elemente enthalten und dennoch erst in dieser jüngeren Phase entstanden sind. Notwendigerweise wird ein solches Inventar oder gar ein Einzelgefäß fälschlich in die vorangehende Phase eingeordnet. Viele unserer neolithischen Stilgruppen, die ja häufig aus einzelnen Scherben oder Gefäßen oder aus nur kleinen Fundkomplexen bestehen, stellen daher Zusammenfassungen von zeitlich wahrscheinlich weiter gestreuten Einheiten dar, d. h. sie sind mangels genügender Information notwendige Vereinfachungen.

<sup>38)</sup> Drei einander „teilweise überlappende Phasen“ beispielsweise bei der Unterteilung der

Hinkelsteinkeramik: Meier-Arendt *a.a.O.* (Anm. 4) 121.

## 7. Entwicklungsmodelle

Eine gewisse Rechtfertigung erfährt dieses Vorgehen durch ein statistisches Argument, das in der Regel nicht näher dargelegt wird, das aber zweifellos häufig im Hintergrund steht und das Chr. Strahm kürzlich veranschaulicht hat<sup>39)</sup>. In etwas abgewandelter Form wird seine Darstellung in Abb. 4 wiederholt. Man geht davon aus, daß jede ungestörte Stilentwicklung mit wenigen hergestellten Objekten beginnt, daß die Produktion dann zunimmt, ein Maximum erreicht, danach allmählich wieder zurückgeht und schließlich ganz aufhört. Die Fundüberlieferung sei fragmentarisch. Bleiben ihre Bedingungen für die gesamte Dauer der Produktion und für das gesamte Herstellungs- und Absatzgebiet gleich, so nimmt sie den Charakter einer Zufallsstichprobe an, und die Überlieferungshäufigkeit verhält sich proportional zur Produktionshäufigkeit. Bei nur relativ wenigen erhaltenen Produkten ist es daher am wahrscheinlichsten, daß diese aus der Blütezeit eines Stils stammen. Das archäologisch erfaßte, auf Tabellen dargestellte und auf Verbreitungskarten eingetragene Material repräsentiert dann mit hoher Wahrscheinlichkeit diese Blütezeit bzw. den mittleren Bereich der Produktion eines Stils, während seine Anfangs- und Endphasen, also auch die möglicherweise in die nächste definierte Zeitphase hineinreichenden Einheiten, überhaupt nicht in Erscheinung treten oder jedenfalls zunächst vernachlässigt werden können.

Je schlechter der Forschungsstand ist, desto eher muß also mit einer Fundüberlieferung gerechnet werden, die eine klare Trennung von Stilstufen erlaubt. Die Maxima zweier aufeinander folgender Stilausprägungen liegen derart weit auseinander, daß als erstes die stilistischen Unterschiede die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so daß man das Trennende hervorheben und die Stile rein qualitativ definieren kann. Beide werden durch nur für sie charakteristische Merkmale und Merkmalskombinationen beschrieben (Typen, Leittypen) und eignen sich gut zur Definition von Zeitphasen. Auch bei diesen Überlegungen, ob ein isochronologisches Vorgehen überhaupt zulässig ist, spielt also die Einschätzung des Forschungsstandes und die Beurteilung der absoluten Chronologie eine wesentliche Rolle.

Ein ungünstig-günstiger Forschungsstand der zuletzt geschilderten Art ist bisher bei der Michelsberger Keramik gegeben, wo man viele Einzelstücke und Fundinventare mit Sicherheit den definierten Zeitphasen zuweisen kann. Allerdings nimmt, besonders im

<sup>39)</sup> Chr. Strahm, *Kontinuität und Kulturwandel im Neolithikum der Westschweiz. Fundber. Baden-Württemberg* 3, 1977, 115–143 Abb. 2. — Dieser Aufsatz zeigt anschaulich, welches einen Vorteil es für die hier behandelten Fragen bedeutet, wenn durch Stratigraphien wenigstens die relative Abfolge der Keramikstile festliegt. Zum hier betrachteten statistischen

Problem vgl. S. 117f.: „Andererseits waren die Übergangszeiten von einer Kultur zur anderen gewiß kurz im Verhältnis zur Gesamtdauer der Kultur ...“. Diese häufig geäußerte Ansicht trifft so pauschal sicher nicht zu, sondern muß von Fall zu Fall geprüft werden.

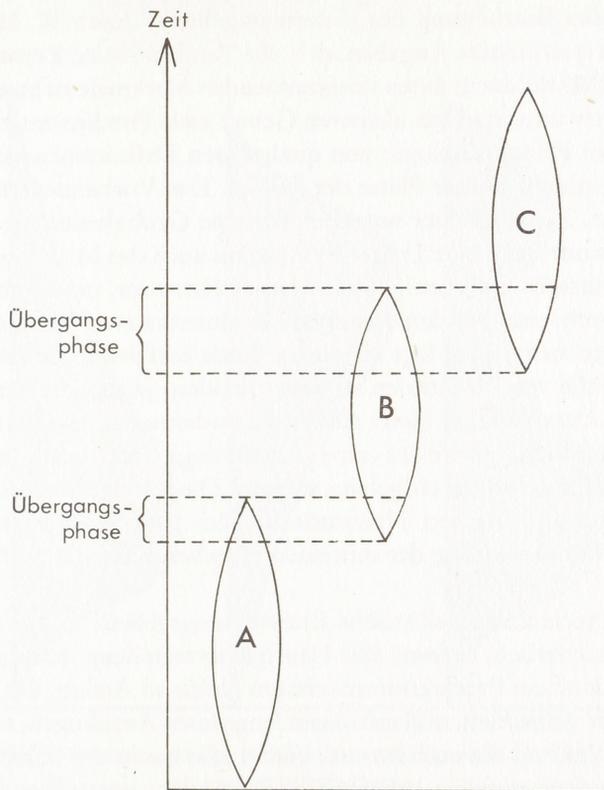


Abb. 4 Allmähliche Entstehung, Blüte und Ausklingen dreier Kulturerscheinungen (A, B, C), d.h. jeweils eine symmetrische, eingipfelige Häufigkeitsverteilung der Produktion bzw. Benutzung. Die Überlappungsphase kann verschieden lang sein. In Anlehnung an Chr. Strahm (Anm. 39) 119 Abb. 2.

jüngeren Teil der Entwicklung (Stufen IV/V), die Zahl der durchlaufenden Typen zu und die Zahl der phasendefinierenden Typen ab. Es ist zweifelhaft, ob darin ein besserer Forschungsstand zum Ausdruck kommt; wahrscheinlicher handelt es sich um eine geringere Zahl von Innovationen, doch fehlen zur näheren Beurteilung absolute Daten<sup>40)</sup>.

Eine quellenmäßig günstigere Situation findet sich bei der Bandkeramik. Hatte noch W. Buttler vor 40 Jahren ihre Entwicklungsstufen im wesentlichen qualitativ definiert<sup>41)</sup>, so

<sup>40)</sup> Lüning *a.a.O.* (Anm. 15).

<sup>41)</sup> W. Buttler u. W. Haberey, *Die bandkeramische*

*Ansiedlung bei Köln-Lindenthal. Röm.-Germ. Forsch.* 11 (1936) 110 ff.

finden sich bei der Bearbeitung des Untermaingebietes durch W. Meier-Arendt neben Leittypen schon quantitative Angaben, d. h. die Tendenz, seine Zeitstufen I-V durch das prozentuale Verhältnis der in ihnen vorkommenden Merkmale zu beschreiben<sup>42)</sup>. Liegen aus einem intensiv untersuchten kleineren Gebiet viele Fundinventare vor, so kann und muß man bei der Feinchronologie von qualitativen Definitionen vollständig abgehen, wie das auf der Aldenhovener Platte der Fall ist. Das Vorhandensein oder Fehlen von Merkmalen bzw. Typen ist hier nur noch für eine Grobgliederung verwendbar<sup>43)</sup>.

Es ist zweifellos nur noch eine Frage der Zeit, bis auch das Mittelneolithikum, d. h. die Abfolge Großgartach – Rössen – Spät-rössener Horizont, eine bisher rein qualitative Gliederung, durch eine Merkmalsanalyse als quantitativer Veränderungsprozeß beschrieben werden kann. Das legt schon die reich entfaltete Ornamentik nahe, die es gestattet, eine Fülle von Merkmalen zu unterscheiden. Je merkmalsreicher eine Gruppe ist, desto mehr Ansatzpunkte bietet sie für Veränderungen und desto feiner kann eine Chronologie ausfallen. Je feiner eine Chronologie ist, desto eher muß sie auf quantitativen Veränderungen aufgebaut werden. Die seit der Bearbeitung von A. Stroh hinzugekommenen zahlreichen Neufunde in Süd- und Westdeutschland lassen eine grundlegende Neubearbeitung der mittelneolithischen Keramik als dringendes Desiderat erscheinen.

Zweifellos sind auch andere stilistische Entwicklungsabläufe als der oben beschriebene Fall einer symmetrischen, unimodalen Häufigkeitsverteilung denkbar, so etwa schiefe Verteilungen mit einem Produktionsmaximum gleich zu Anfang der Entwicklung, also nur relativ kurzer Anlaufzeit, und mit einem langsamen Ausklingen, oder umgekehrt mit einem nur allmählichen Anwachsen und einem Maximum am Schluß und plötzlichem Abbruch. Auch mehrgipfelige Verteilungen sind leicht vorstellbar (Abb. 5.6).

Ohne absolute Chronologie oder einen anderen unabhängigen Zeitmaßstab wird man solche Vorgänge nicht eindeutig nachweisen können, denn Häufigkeit im Fundgut kann sowohl Ausdruck wechselnder Produktivität als auch eine Funktion der Zeit sein. In der chronologischen Diskussion haben solche komplizierten Modelle bisher keine Rolle gespielt. Eine stärkere Produktion am Anfang oder am Ende einer Entwicklung könnte dazu führen, daß mehr Misch- oder Kontaktfunde mit dem vorangehenden bzw. dem folgenden Stil auftreten als „reine“ Funde. Vermutlich würde man diese Beobachtung aber eher als Hinweis auf eine längere Überlappungsperiode betrachten und damit doch

<sup>42)</sup> Meier-Arendt, *Bandkeramische Kultur a.a.O.* (Anm. 15) 44 f.

<sup>43)</sup> P. Stehli, *Keramik*. In: J.-P. Farruggia, R. Kuper, J. Lünig u. P. Stehli, *Der bandkeramische Siedlungsplatz Langweiler 2, Gem. Aldenhoven, Kr. Düren, Rhein. Ausgr.* 13 (1973) 57–100. — Ders. *a.a.O.* (Anm. 32). — Qualitative Grobgliederung in Phasen in Langweiler 2.

Bisher erfolgte die Gliederung an beiden Plätzen nur halbquantitativ, d. h. die Fundquantitäten wurden in eine qualitative Gliederung eingetragen und dann interpretiert. Im weiteren Fortgang der Arbeiten ist eine Klassifizierung der Gruben direkt aufgrund der in ihnen gefundenen Merkmalshäufigkeiten vorgesehen.

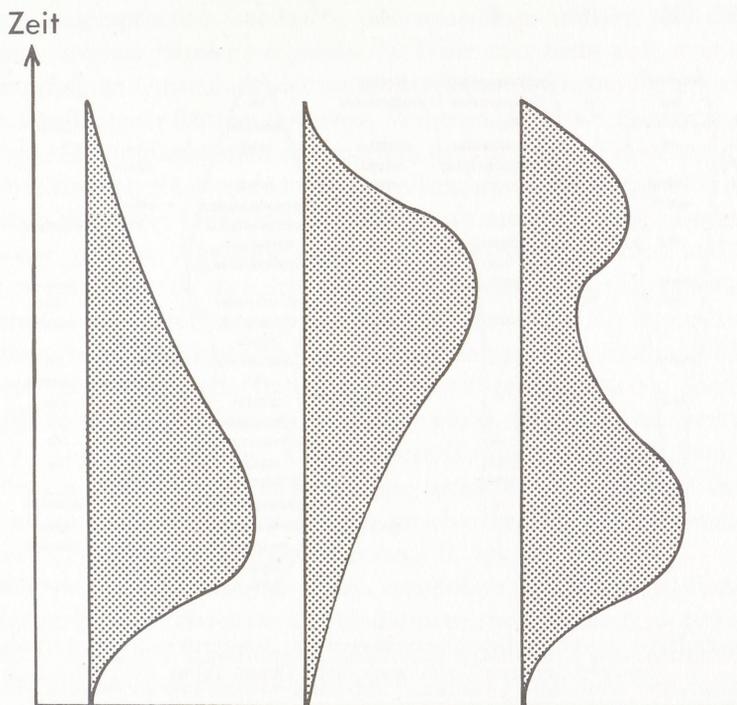


Abb. 5 Schiefe eingipfelige und mehrgipfelige Häufigkeitsverteilungen von Produktion bzw. Benutzung von Kulturerscheinungen.

wieder dem symmetrischen Verteilungsmodell folgen. Die Vermutung, daß letzteres vielleicht die Regel war, kann man einstweilen nur mit allgemeinen Annahmen über die Traditionsgebundenheit und das Beharrungsvermögen menschlicher Populationen rechtfertigen; eine solide Grundlage ist das freilich nicht. Empirische Beobachtungen am neolithischen Fundstoff sind noch sehr selten, deuten allerdings ebenfalls in diese Richtung<sup>44)</sup>.

<sup>44)</sup> Vgl. hier Abb. 6 und Strahm *a.a.O.* (Anm. 39).

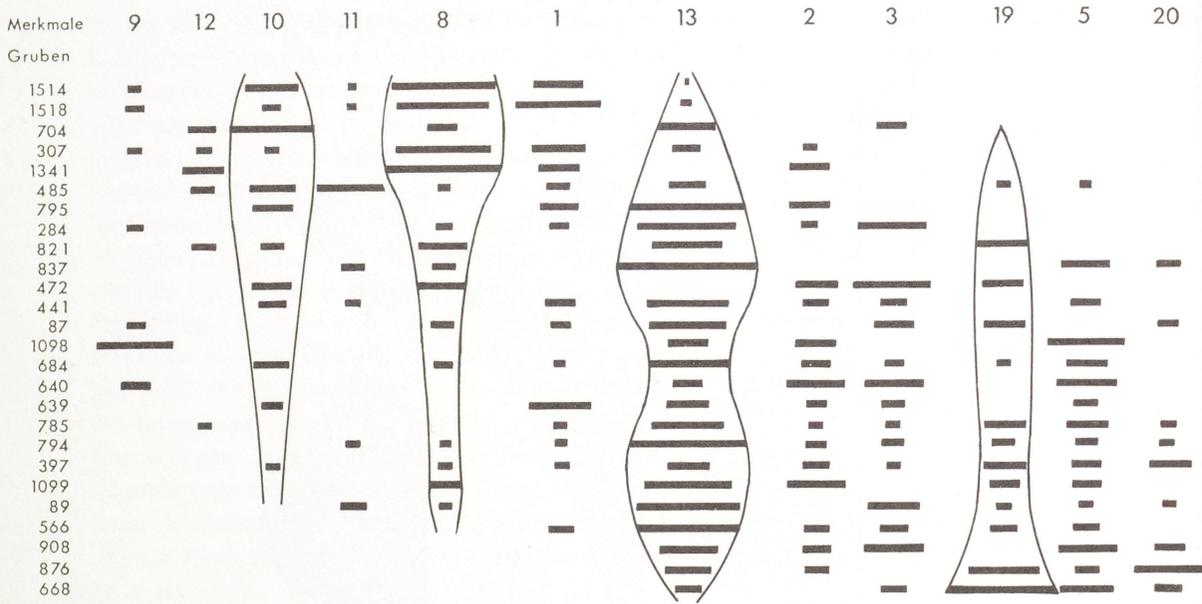


Abb. 6 Empirisch gewonnene Häufigkeitsverteilungen von Bandtypen in der mittleren Bandkeramik der niederrheinischen Bucht (nach Stehli [Anm. 43] 95 Abb. 52).

### 8. Das Kontinuitätskonzept

Isochronologische Zeitmarken erscheinen besonders sinnvoll innerhalb einer kontinuierlichen, in sich geschlossenen und ungestörten Stilentwicklung. Hier entsteht jedes neue Element aus älteren und ist daher jünger als diese. Es kann sich ungestört und rasch ausbreiten und so innerhalb der ganzen Stilgruppe als zeitdefinierendes Merkmal verwendet werden, sei es qualitativer oder quantitativer Natur. Aus Gründen des inneren Zusammenhangs liegt es hier von vornherein nahe, unterscheidbare Stilstufen nacheinander anzuordnen. Einem solchen idealen Verlauf angenähert scheinen sich Bandkeramik und Michelsberger Keramik zu verhalten. Das Gegenteil ist ein rascher Wechsel verschiedenartiger Stile, denen ein innerer Zusammenhang mehr oder weniger fehlt, so daß von vornherein ein zumindest partielles Nebeneinander in Betracht gezogen werden muß.

Wenn nun die isochronologische Darstellungsweise im linken Schema von Abb. 1 auf den größten Teil des Neolithikums ausgeweitet wird, so tritt darin offenbar die Auffassung zutage, daß die entsprechende neolithische Keramikentwicklung als ein zusammenhängender, kontinuierlicher Entwicklungsprozeß aufgefaßt werden sollte.

Das ist bereits ausgesprochen worden<sup>45)</sup>, und neuerdings mehren sich die Stimmen zugunsten einer solchen Betrachtungsweise<sup>46)</sup>. Diese tritt nicht zuletzt in der erst in jüngerer Zeit erfolgten Umstellung der mittelnolithischen Chronologie – vor allem in der Abfolge Großgartach-Rössen – hervor. Während A. Stroh seinerzeit unter dem Einfluß externer Herkunftstheorien die von ihm richtig unterschiedenen und in ihrem stilistischen Beziehungsgefüge auch angemessen beschriebenen Gruppen in ein kompliziertes zeitliches Verhältnis brachte<sup>47)</sup>, hat sich die neuere Forschung ausschließlich auf die größere oder geringere Ähnlichkeit zwischen den Gruppen gestützt und diese unter dem Blickpunkt einer kontinuierlichen Evolution hintereinander angeordnet<sup>48)</sup>.

Damit verlieren die keramischen Gruppierungen der älteren Forschung einen beträchtlichen Teil ihrer früheren Eigenständigkeit. Sie können nicht mehr so einseitig als Ausdruck verschiedener, einander fremder „Kulturen“ gesehen werden, sondern rücken durch ihre stilistisch-zeitliche Verkettung auch in einen inneren Zusammenhang, in ein engeres und genetisches Verhältnis. Unter diesem Gesichtspunkt wird man, wie schon erwähnt, beispielsweise die Hinkelsteingruppe nicht als eine separate Erscheinung, sondern als eine von mehreren, im Prinzip gleichartigen, spätbandkeramischen und regionalen Siedlungsgruppen sehen müssen (vgl. S. 87).

Dieser Wandel von einem blockhaften Kulturverständnis (vgl. S. 101) zu einem Konzept stärkerer Kontinuität kann durchaus als Paradigmawechsel, als Änderung des Denkmodells verstanden werden<sup>49)</sup>. Ein älteres Leitbild der Forschung wird durch ein jüngeres ersetzt, das Widersprüche des älteren löst, der Forschung eine neue Richtung weist und Anlaß für neue Untersuchungen und Beobachtungen gibt. So erklärt die Umkehrung der mittelnolithischen Chronologie nicht nur die bisher beobachteten stilistischen Beziehungen auf einfachere Weise als das System von A. Stroh, es läßt auch eine bisher völlig unbeachtete und auch unerklärbare Befundgattung wie die Hausgrundrisse in einem neuen Licht erscheinen. Mit der neuen Keramikchronologie ordnen auch diese sich zu einer kontinuierlichen Veränderungsreihe<sup>50)</sup>. Bei einer Frühdatierung von Rössen wäre

<sup>45)</sup> J. Lüning, *Zum Kulturbegriff im Neolithikum. Prähist. Zeitschr.* 47, 1972, 145–173.

<sup>46)</sup> Teils mehr, teils weniger entschieden, fragend oder kritisch: H. Behrens, *Die Jungsteinzeit im Mittelbe-Saale-Gebiet* (1973) 249f. — E. Sangmeister, *Nachwort* (zu: K. Gerhardt, *Anthropologische Befunde der jungsteinzeitlichen Hinkelsteingruppe von Ditzingen, Kreis Leonberg. Fundber. Baden-Württemberg* 1, 1974, 79–81. — J. D. van der Waals, *Continuity and discontinuity in Prehistory. Some comments on definitions, demonstrability and interpretations*. In: S. J. de Laet (Hrsg.), *Acculturation and Continuity in Atlantic Europe. IV Atlantic Colloquium, Ghent 1975*

(1976) 257–260. — J. Lüning, *Kontinuität und Diskontinuität. Ebd.* 174–188. — Strahm *a.a.O.* (Anm. 39).

<sup>47)</sup> Stroh *a.a.O.* (Anm. 21) 109 Abb. 22 (Tabelle).

<sup>48)</sup> Zuletzt Mauser-Goller *a.a.O.* (Anm. 15) 35 ff. — Lüning *a.a.O.* (Anm. 7). — W. Meier-Arendt, *Zur Frage der Genese der Rössener Kultur. Germania* 52, 1974, 1–15.

<sup>49)</sup> Zum Begriff vgl. Th. S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1976)<sup>2</sup>.

<sup>50)</sup> Vgl. die Einordnung von Großgartacher Grundrissen durch K. Günther, *Eine neue Variante des mittelnolithischen Trapezhauses. Germania* 51, 1973, 41–53.

das plötzliche Auftreten der Trapezhäuser in Mitteleuropa völlig unverständlich geblieben, jetzt dagegen kann man sie mit guten Gründen als Ergebnis von zahlreichen Einzelschritten und Experimenten in der Hausbauweise der späten Bandkeramik und der Großgartacher Periode betrachten. Nicht zuletzt schließen nun auch das Großgartacher Steingerät, z. B. hohe Schuhleistenkeile, der Schmuck und das Bestattungswesen bruchlos an die späte Bandkeramik an<sup>51</sup>). Auf entsprechende Beziehungen im Siedlungs- und Wirtschaftswesen deuten Beobachtungen auf der Aldenhovener Platte hin. Kurzum, das neue Konzept der mittelpaläolithischen Chronologie hat ganz unerwartete Fragestellungen eröffnet, und da es Ausdruck eines neuen Paradigmas für das gesamte Alt- bis Jungneolithikum ist, nämlich der Vorstellung einer durchgehenden Kontinuität, muß auch das entsprechende isochronologische Schema auf Abb. 1 als programmatisch verstanden werden.

Das hat nicht zuletzt für die Einschätzung der absoluten Dauer des Neolithikums Folgen, denn ein Kontinuum setzt viele Einzelschritte voraus, verlangt also eine längere Chronologie als ein stärkeres Nebeneinander von diskontinuierlich verstandenen Keramikgruppen. Ebenso wird man den gegenwärtigen Forschungsstand nicht besonders hoch veranschlagen, da noch viele Zwischenglieder fehlen.

### 9. Kulturmodelle

Im rechten Schema von Abb. 1 läßt Sangmeister die mittlere Bandkeramik (III) neben den jüngeren Stufen IV und V und der Hinkelsteingruppe bis in die Großgartacher Zeit weiterleben. An der unteren Grenze, d. h. zu den Stufen LBK I/II, hat die mittlere Bandkeramik noch den Charakter einer zeitdefinierenden neuen Stilstufe, eine Funktion, die sie im jüngeren Abschnitt ihrer Existenz verliert. Hier wird sie zum Träger von speziellen Grabsitten und daher vom Entwicklungsfluß der übrigen Keramik isoliert (vgl. S. 88). Die Grenzlinie zwischen LBK III und den jüngeren Erscheinungen verwandelt sich damit von einer zunächst „isochronologischen“ zu einer „kulturellen“ Grenze. Auch für die Hinkelsteingruppe hat Sangmeister eine Trennung mehrerer Kulturbereiche in Erwägung gezogen und so ihre zeitliche Stellung neben anderen gleichzeitigen Keramikstilen begründet.

Diese Beladung von keramischen Einheiten mit zusätzlichen Bedeutungen, ihre Anbindung an andere Kulturerscheinungen, die, wie es oft heißt, eigentlich „hinter“ den keramischen Gruppierungen stehen und diese hervorbringen, gibt es seit den Anfängen der Erforschung des Neolithikums. Prinzipiell ist dagegen gar nichts einzuwenden, da

<sup>51</sup>) K. Mauser-Goller, *Die Rössener Kultur in ihrem südwestlichen Verbreitungsgebiet*. In: H. Schwabedissen (Hrsg.), *Die Anfänge des Neolithikums*

*vom Orient bis Nordeuropa. Fundamenta Reibe A, Band 3, Teil Va* (1972) 231–269, bes. 250 ff.

keine einzelne Kulturerscheinung autonom und völlig unabhängig von allen anderen existiert hat, doch muß die Relation in jedem Einzelfalle gesondert untersucht und nachgewiesen werden. Zwischen der Vorstellung von einer Deckungsgleichheit aller oder auch nur zweier Kulturbereiche in Zeit und Raum und einer nur lockeren und indirekten Beziehung liegt ein großer Abstand mit vielen Zwischenmöglichkeiten. Gerade auf diesem Gebiet haben ungeprüft übernommene, dem Material aufgestülpte und dann unkritisch tradierte Kulturmodelle auf die Forschung nach einer beflügelnden Anfangsphase zeitweise eher lähmend gewirkt.

Unter dem Einfluß einer ethnisch geprägten Kulturtheorie ging die ältere Forschung überwiegend von der Vorstellung aus, daß die neolithischen Keramikgruppen zugleich „Kulturen“ im umfassenden und organischen Sinne repräsentierten. Hieraus erwuchs ein blockhaftes Kulturmodell, das die Keramik als kongruenten Ausdruck soziokultureller, ethnischer und ökonomischer Ganzheiten betrachtet, und zwar als deren passive Widerspiegelung. Ihre Zeitdauer und ihre räumliche Verbreitung konnten daher als stellvertretend für eine „Kultur“ im weitesten Sinne behandelt werden, was die ethnisch – bis politisch – historische Interpretation sehr erleichterte<sup>52</sup>).

Dem steht eine neuere, polythetische Kulturauffassung gegenüber, die den Zusammenhang zwischen den Teilbereichen lockert. Die von D. L. Clarke stammende Darstellung Abb. 7 veranschaulicht diesen Gegensatz. In systemtheoretischer Betrachtungsweise

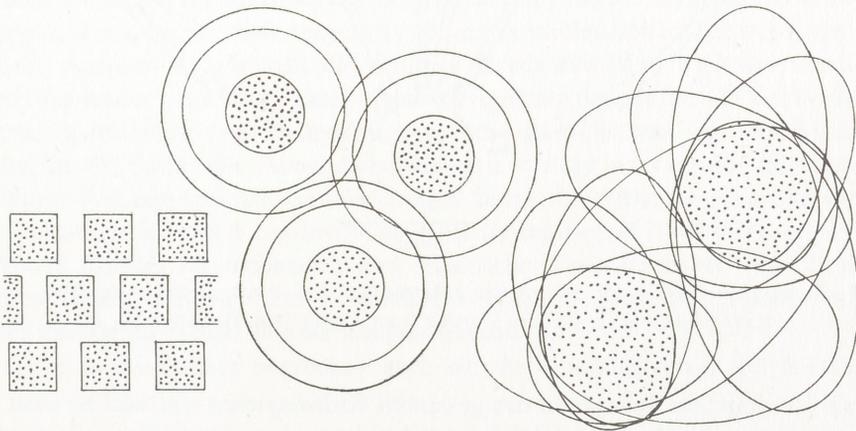


Abb. 7 Drei Kulturmodelle (nach D. L. Clarke, *Analytical Archaeology* [1968] Abb. 53). — Links: Blockmodell mit den einzelnen Kulturen als voneinander getrennten, organischen Ganzheiten. — Mitte: Zentralmodell mit der Vorstellung von kulturellen Kerngebieten und abhängigen, unvollständigen Zwischen- und Mischzonen. — Rechts: Polythetisches Modell mit weitgehend unabhängigen Einzelmerkmalen. „Kerngebiete“ sind allenfalls solche mit einem besonders großen Anteil gemeinsamer Merkmale.

<sup>52</sup>) Vgl. Lünig *a.a.O.* (Anm. 45).

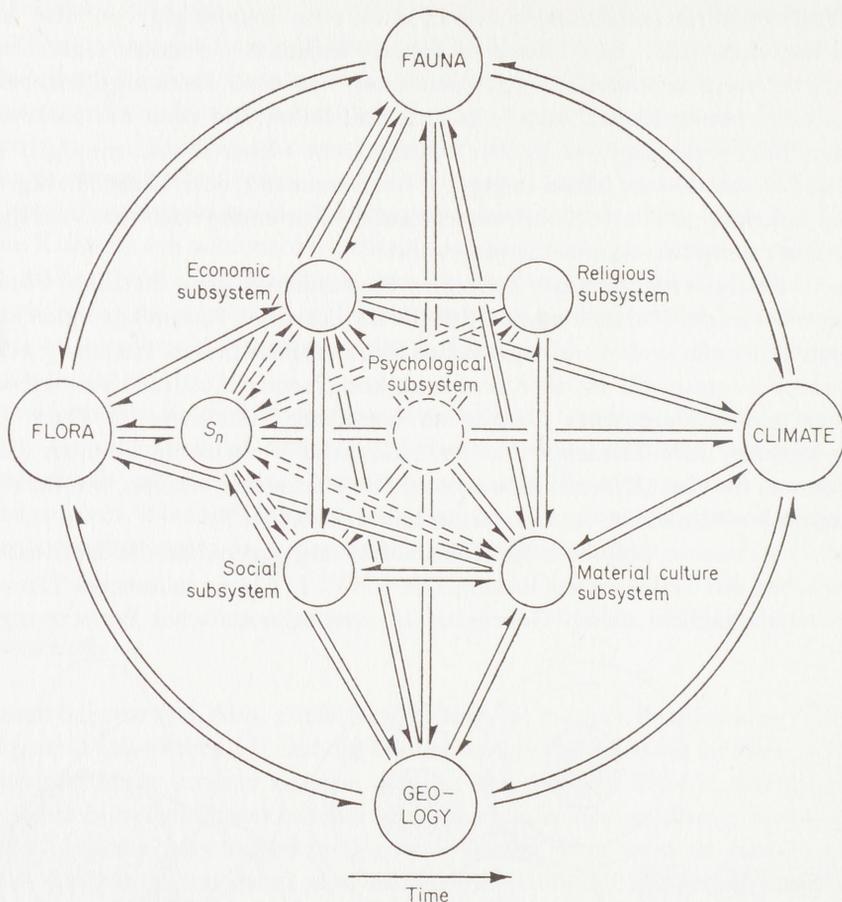


Abb. 8 Soziokulturelles System mit seinen Subsystemen und ihrem Beziehungsgefüge sowie den Beziehungen zur natürlichen Umwelt (nach Clarke [vgl. Abb. 7] Abb. 17).

stellt die Keramik ein Subsystem des gesamten Kultursystems dar und ist zwar in ein Wirkungsgefüge eingebaut, zugleich aber auch teilautonom, wie die ebenfalls von Clarke stammende Darstellung Abb. 8 verdeutlicht, in der die Keramik zum Subsystem der „materiellen Kultur“ gehört.

Konkreter ausgedrückt sind Produktion, Vertrieb und Benutzung von Keramik von vielen anderen Kulturbereichen abhängig; zugleich folgt die Tonware aber auch eigenen Sachzwängen, die ihr eine gewisse Selbständigkeit und Abgeschlossenheit verleihen, so daß sie ihrerseits auf die Gestaltung anderer Kulturbereiche einwirken kann. Zu diesen fundamentalen Wesenszügen gehören vor allem die Produktionsbedingungen. Wer

Keramik herstellen will, braucht Tonvorkommen, Wasser und Brennmaterial in erreichbarer Nähe, was u. a. auf die Lage der Werkstatt oder Siedlung Einfluß hat. Die technischen Fertigkeiten verändern sich im Laufe der Zeit unter den verschiedensten Einflüssen, aber zweifellos auch nach einem eigenen technischen Maßstab im Sinne von Verbesserung oder Verschlechterung, als Erfahrungszuwachs oder als Verlust von Wissen.

Die Herstellung von Keramik erfolgt offensichtlich auch unter einem künstlerischen bzw. kunstgewerblichen Aspekt. Allein die Tatsache, daß man Veränderungen in der Zeit feststellen kann, die nicht funktionaler Natur sind, belegt dieses zur Genüge, wie etwa die Entwicklung der bandkeramischen Ornamentik oder der Michelsberger Tulpenbecherformen. Dieser Vorgang läßt sich durchaus als im wesentlichen vom Geschmack oder von keramischen Moden bestimmt auffassen. Ob Form und Ornament zusätzlich oder hauptsächlich Träger kultischer oder sozialer Vorstellungen waren, was häufig und sicherlich mit Recht angenommen wird, sei dahingestellt. Sie stören jedenfalls in der Regel nicht das Bild einer stilistischen Entwicklung, das der heutige Betrachter entwerfen kann. Es ist zu vermuten, daß diese Stilentwicklung wenigstens teilweise eigenen Gesetzen gefolgt ist, sowohl beim Hersteller als auch beim Benutzer. Eine eigenständige stilgeschichtliche Betrachtung von Veränderungsabläufen bei neolithischer Keramik ist bisher nur selten durchgeführt worden<sup>53</sup>).

Wer Keramik weitergibt, vertreibt und benutzt, muß mit ihrer Zerbrechlichkeit rechnen. Das grenzt, zumal bei der nicht sehr hart gebrannten neolithischen Tonware, sowohl die räumliche Ausbreitung als auch die zeitliche Dauer ein. Man wird davon ausgehen können, daß schon wegen der Transportschwierigkeiten der größte Teil der Gefäße eine bestimmte Entfernung zum Herstellungsort nicht überschritten hat, und daß letzterer tunlichst in die Nähe der Abnehmersiedlungen verlegt wurde oder zumindest das bestehende Verkehrsnetz zu berücksichtigen hatte. In zeitlicher Hinsicht sorgt die Zerbrechlichkeit für einen regelmäßigen Erneuerungsbedarf, sicherlich ein wichtiger Anlaß und Antrieb für technische und stilistische Veränderungen. Daß hierbei die einzelnen Gefäßgattungen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit umgesetzt werden, ist u. a. aus ethnographischen Beobachtungen bekannt<sup>54</sup>).

Technische Eigenschaften begrenzen auch das Anwendungsgebiet der Keramik. In

<sup>53</sup>) Vgl. allgemein R. Hamann, *Kunstgeschichte und Urgeschichte. Prähist. Zeitschr.* 34/35, 1949/50, 3–11. — Ältere Beispiele mit zeitbedingten chronologischen Irrtümern bzw. ideologischen Einseitigkeiten sind etwa A. Jenny, *Zur Gefäßdekoration des donauländischen Kulturkreises. Mitt. Anthr. Ges. Wien* 58, 1928, 21–103. — A. van Scheltema, *Die Kunst unserer Vorzeit*

(1936) 90 ff. — Ein Versuch anhand der Michelsberger Keramik bei Lünig a.a.O. (Anm. 15) 103 ff.

<sup>54</sup>) N. David u. H. David-Hennig, *Zur Herstellung und Lebensdauer von Keramike. Untersuchungen zu den sozialen, kulturellen und ökonomischen Strukturen am Beispiel der Ful aus der Sicht des Prähistorikers. Bayer. Vorgeschbl.* 36, 1971, 289–317.

manchen Bereichen ist sie anderen Behältnissen, etwa aus Holz, Geflecht und Leder, überlegen oder unterlegen. In einer breiten Zone wird sie mit jenen konkurrieren und unter den verschiedensten Bedingungen einen größeren oder kleineren Funktionsbereich erringen. Die neolithischen Keramikgruppen zeigen eigentümliche Unterschiede hinsichtlich ihrer Formenvielfalt, was wohl auf eine unterschiedlich breite Anwendung schließen läßt<sup>55</sup>). Direkte Untersuchungen zur Benutzung der Gefäße liegen kaum vor<sup>56</sup>).

Diese konkreten Beispiele sind einstweilen recht wenig konkret, weil es vor allem an systematischen technischen Untersuchungen zur Keramik fehlt, um diese Überlegungen am Fundstoff prüfen und mit primären Daten veranschaulichen zu können. Dennoch dürfte deutlich geworden sein, daß die Keramik einerseits eine gewisse Eigengesetzlichkeit besitzt und andererseits in vielfältiger Weise mit anderen Kulturbereichen verbunden ist. Eine kongruente Deckung aller dieser verschiedenen, sie bedingenden Faktoren oder auch nur eines größeren Teils davon ist als ein wohl unwahrscheinlicher historischer Fall zu betrachten; in der Regel dürfte ein polythetisches Beziehungsgefüge bestanden haben.

Man kann sich die Spannweite der möglichen Beziehungen mit Hilfe der beiden denkbaren Extreme veranschaulichen. Auf der einen Seite steht eine völlig freie Keramikproduktion, die nur den ästhetischen Vorstellungen von Hersteller und Verbraucher folgt, allenfalls eingefügt in eine allgemeinere künstlerische Entwicklung benachbarter Handwerke, der Mode und des Schmuckes. Auf der anderen Seite ist eine streng gebundene Produktion denkbar, bei der Ornamentik und Formen in vielfältiger Weise mit den sozialen, religiösen und wirtschaftlichen Bereichen der Gesamtkultur verbunden sind, die ihrerseits ein in sich geschlossenes, nach außen weitgehend isoliertes Gesamtsystem darstellt. Im ersteren Falle wird man ein freieres Experimentieren des Töpfers und einen rascheren Wechsel des Stils, mehr Austausch und Beeinflussung und damit in Grenzgebieten oder Übergangsphasen mehr Stilvermischung erwarten dürfen. Dem entspricht auf der Seite des Abnehmers eine größere Offenheit und die Bereitschaft, Verschiedenartiges nebeneinander zu benutzen; dieses Verhalten müßte sich im Fundmaterial niederschlagen. Im Falle einer gebundenen Keramikproduktion erfolgen Veränderungen sehr viel langsamer und schwerfälliger, weil sie entsprechende Verschiebungen in anderen gesellschaftlichen Bereichen zur Voraussetzung haben. Die Änderungen vollziehen sich nicht notwendig in der Art eines kontinuierlichen Prozesses, denn eine Variation im religiösen System kann beispielsweise ein plötzliches Aufhören

<sup>55</sup>) J. Lüning u. H. Zürn, *Die Schussenrieder Siedlung im „Schloßlesfeld“, Markung Ludwigsburg. Forsch. u. Ber. zur Vor- und Frühgesch. in Baden-Württemberg* 8 (1977) 26f.

<sup>56</sup>) Fettanalysen: R. C. A. Rottländer u. M.

Blume, *Chemische Untersuchungen an Michelsberger Scherben. Archaeo-Physika* 7, 1980, 71–86. — Inkrustationsreste als Kochspuren und das Fassungsvermögen als funktionale Merkmale: Wyss *a.a.O.* (Anm. 29) 76.

jeglicher Ornamentik bewirken. Wegen der Isolierung des Kultursystems sollten Stilmischungen und vermischte Funde selten vorkommen, und auch kulturintern ist die Keramik mit den verschiedensten symbolischen Bedeutungen beladen, die eine Aufsplitterung in einzelne Entwicklungsstränge, wie beispielsweise in Grab- und Siedlungskeramik bewirken.

Es ist einsichtig, daß sich diese beiden Extreme im prähistorischen Fundmaterial, eine gute Quellenlage vorausgesetzt, nachweisen lassen müßten. Die Wirklichkeit ist aber sicherlich komplizierter, weil nicht so extrem ausgeprägt. Dennoch darf auf den Versuch nicht verzichtet werden zu ermitteln, welche Form kultureller Organisation im Einzelfalle vorliegt. Abgesehen davon, daß dies eine eigenständige Fragestellung ist, spielt die Kenntnis der internen und externen Korrelation einer Gruppe eine große Rolle nicht zuletzt für die Feinchronologie. Denn aus dem Grad der Korrelation bildet sich die Vorstellung eines mehr blockhaften oder eines mehr polythetischen Kulturmodells, und welche Bedeutung diese Entscheidung für den unsicheren Datierungsfall – und das ist jeder stilistische Vergleich – besitzt, ist bereits zur Genüge hervorgehoben worden.

#### *10. Empirische Beobachtungen zur Stellung der Keramik im Kultursystem*

Fragt man, welchem der beiden extremen Organisationsmodelle die neolithischen Kulturverhältnisse näher stehen, so wäre es sicherlich verfehlt, hierauf eine pauschale Antwort zu geben, sind doch zeitliche und räumliche Variationen anzunehmen. Daß man stilistische Beziehungen zwischen keramischen Gruppen für eine Entscheidung in dieser Frage nicht benutzen kann, ist aus dem Vorhergehenden deutlich geworden. Die Unsicherheiten über die absolute Dauer des Neolithikums und über die relative „Feinchronologie“ machen auf diesem Felde jedes Argument mehrdeutig. Sie provozieren im Gegenteil den umgekehrten Weg, d. h. ein nicht-chronologisches Vorverständnis und Vor-Urteil über die Kulturverhältnisse; die Gefahr eines Zirkelschlusses liegt auf der Hand. Eine Lösung ist, abgesehen von besseren Datierungen, vor allem aus zielgerichteten Untersuchungen zur inneren Struktur und Organisation der neolithischen Kultur zu erwarten, vor allem durch eine gleichberechtigte, vergleichende Behandlung auch der nicht-keramischen Funde und Befunde. Das kann im Prinzip in den verschiedensten zeitlichen und räumlichen Größenordnungen geschehen. Am ehesten realisierbar ist eine Erforschung von Mikrobereichen, d. h. kleinräumige Untersuchungen vor allem des Siedlungswesens, die freilich auf die Gesamtheit der kulturellen und ökologischen Erscheinungen gerichtet sein müssen. Daß hierbei naturwissenschaftliche Untersuchungen eine bedeutsame Rolle spielen, braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden. Anhand der Keramik wurde kurz umrissen, wie wichtig beispielsweise petrographische Arbeiten wären, um die Organisation von Herstellung, Vertrieb und Benutzung dieses Gebrauchsgutes aufzuklären.

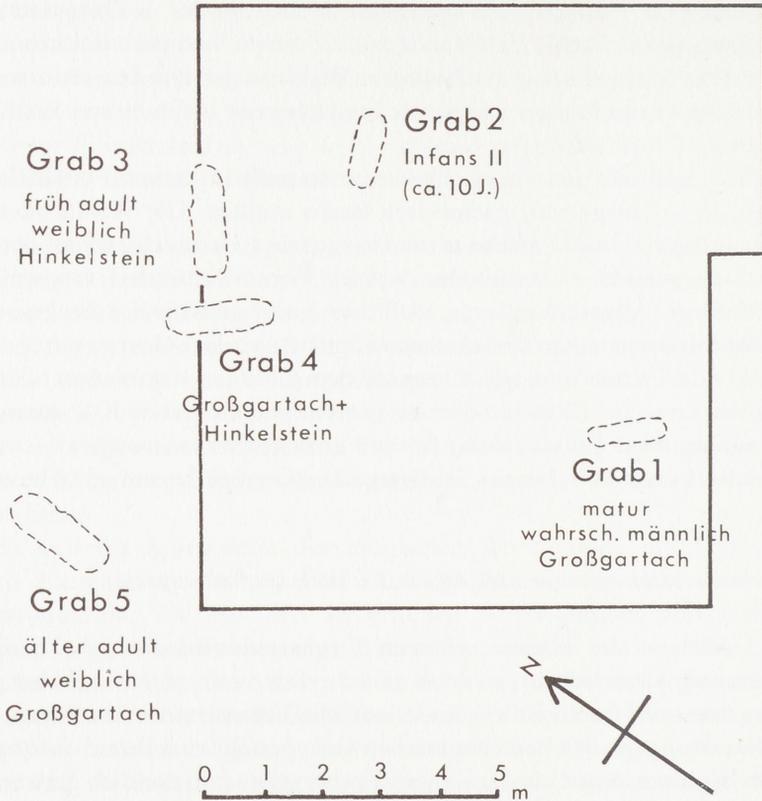


Abb. 9 Gräberfeld von Ditzingen, Kr. Leonberg, mit Gräbern der Hinkelsteingruppe und der Großgartacher Kultur (nach Sangmeister [Anm. 57] und Gerhardt [Anm. 58]).

Welche Perspektiven sich eröffnen, wenn es gelingt, individualhistorische Ereignisse zu fassen, sei abschließend an zwei neueren Befunden veranschaulicht. In Ditzingen, Kr. Leonberg, wurden 1964 fünf neolithische Skelettgräber untersucht und von E. Sangmeister 1967 publiziert<sup>57)</sup>. Eine anthropologische Studie von K. Gerhardt folgte 1974<sup>58)</sup>. Ein Grab (vgl. den Plan Abb. 9) gehört zur Hinkelsteingruppe (Grab 3: Frühadult, weiblich), zwei weitere sind zur Großgartacher Gruppe zu stellen (Grab 1: Matur, wahrscheinlich männlich; Grab 5: Höher adult, weiblich, älter als die Frau aus

<sup>57)</sup> E. Sangmeister, *Gräber der jungsteinzeitlichen Hinkelsteingruppe von Ditzingen (Kr. Leonberg)*.

*Fundber. Schwaben N. F.* 18/1, 1967, 21-43.  
<sup>58)</sup> Gerhardt *a.a.O.* (Anm. 46).

Grab 3)<sup>59)</sup>, ein Grab enthielt sowohl Großgartacher als auch Hinkelsteingefäße (Grab 4, anthropologisch nicht bestimmbar), und Grab 2 lieferte nur eine neolithische Randscherbe (infans II). Die im Bereich einer Baugrube gelegenen, über knapp 12 m streuenden Gräber sind vermutlich nur Teil eines größeren Bestattungsortes unbekannter Ausdehnung; Beobachtungen aus der näheren Umgebung scheinen nicht vorzuliegen. Die anthropologische Untersuchung kommt u. a. zu dem Ergebnis, daß die beiden Frauen aus Grab 3 und 5 enge Verwandtschaftsmerkmale zeigen<sup>60)</sup>. Dieser überraschende Befund wird von Sangmeister mit Recht eigens kommentiert, engt er doch den zeitlichen Spielraum für die Beziehung Hinkelstein – Großgartach beträchtlich ein<sup>61)</sup>. Leider bleibt das Verwandtschaftsverhältnis der Frauen unklar. Wären es zwei Schwestern, so würde der Kontakt beider Keramikstile in eine Generation fallen. Grab 4 würde dann wohl am ehesten eine relativ gleichzeitige Bestattung darstellen und bezeugen, daß es individuell – oder sozial? – verschiedene Einstellungen dazu gab, ob man stilistisch reine oder gemischte Inventare im Grab niederlegte. Man dürfte jedenfalls schließen, daß den Bestattenden der stilistische Unterschied sehr wohl bewußt war, zumal Stilmischung am selben Gefäß nicht vorkommt, man sich also ebenso eindeutig wie der moderne Betrachter entscheiden konnte. Zur Zeit der Bestattung existierten beide Keramikstile nebeneinander, und Grab 4 belegt dann eine echte Überlappung. Wenn man daran festhalten will, daß Großgartach aus Hinkelstein entstanden ist, dann hätte sich dieser Vorgang schon vor den Grablegungen abgespielt, am Ort stünden beide Stile einander fremd gegenüber.

Handelt es sich um Mutter und Tochter, was Sangmeister diskutiert, so wäre der Übergang von Hinkelstein zu Großgartach im Abstand von einer Generation erfolgt. Grab 4 nähme dann vermutlich eine zeitliche Zwischenstellung ein, und es läge in dem rituellen Teilaspekt Keramikbeigabe ein Fall klassischer Evolution vor. Unklar bliebe, ob zur Zeit der Bestattungen 3 und 5 wirklich keine Gefäße des jeweils anderen Stils

<sup>59)</sup> Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 57) betrachtete zunächst ein Gefäß aus Grab 5 als in stichbandkeramischer Tradition stehend, was in diesem Zusammenhang eine Eingliederung in die Hinkelsteingruppe bedeutete *a.a.O.* (Anm. 58) 35 Abb. 8, 13. Derartige „bombenförmige“ Gefäße gehören jedoch auch zum normalen Inventar von Großgartacher Siedlungen, vgl. W. Bremer, *Eberstadt, ein steinzeitliches Dorf in der Wetterau. Prähist. Zeitschr.* 5, 1913, 366–435, bes. 395 f. Abb. 21. — Mauser-Goller *a.a.O.* (Anm. 51) Taf. 57,4. — Später hat Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 46) Grab 5 in der hier vorgeschlagenen Weise kulturell zugeordnet.

<sup>60)</sup> Gerhardt *a.a.O.* (Anm. 58) 70 ff. — Anthropologische Verwandtschaftsdiagnosen stellen eine neuere und nicht unumstrittene Arbeitsrichtung dar. Vgl. die Diskussion über H. Ullrich, *Zur Anthropologie der Walternienburger Bevölkerung. Alt-Thüringen* 7, 1964/65, 130–202. — Ders., *Das Amjetitzer Gräberfeld von Großbrembach* (1972). Dazu A. Bach und H. Bach, *Anthropologische Analyse des Walternienburger|Bernburger Kollektivgrabes von Schönstedt im Thüringer Becken. Alt-Thüringen* 12, 1972, 59–107, bes. 84. — K. Kunter, *Besprechung. Prähist. Zeitschr.* 49, 1974, 147–151.

<sup>61)</sup> Sangmeister *a.a.O.* (Anm. 6) 392. — Ders. *a.a.O.* (Anm. 46).

vorhanden waren, ob es sich hier also um eine bewußte Entscheidung aus persönlichen, sozialen oder rituellen Gründen, oder um eine notwendige Beschränkung auf das Erreichbare gehandelt hat. Wenn zur Zeit, als die Tochter bestattet wurde – sie ist älter geworden als die Mutter, der Generationsabstand war also vielleicht überdurchschnittlich lang –, keine Gefäße des Hinkelsteinstils mehr vorhanden waren, würde das einen beträchtlichen Verschleiß an Keramik bedeuten<sup>62</sup>). Die Bestattung in Grab 4 würde bei einer zeitlichen Reihung der Inventare und raschem Keramikumsatz den „allmählichen Übergang“ zwischen den Stilen und offenbar eine gegenüber den stilistischen Unterschieden neutrale, offene Einstellung der Benutzer bezeugen. Letzteres müßte nicht unbedingt auch für die Hersteller gelten. Eine offene, experimentierende Haltung von Töpfern ist beim gegenwärtigen Forschungsstand wohl am ehesten durch Stilmischung am selben Gefäß zu belegen, da Werkstattfunde fehlen. Insgesamt läßt sich der Ditzinger Befund absolutchronologisch zwar nicht so streng fixieren, daß eine eindeutige kulturhistorische Interpretation möglich wäre, er engt den Kreis der Möglichkeiten jedoch beträchtlich ein<sup>63</sup>).

Aus anderer Sicht kann man diese Fragen durch einen Hausbefund aus Schernau, Ldkr. Kitzingen in Unterfranken beleuchten<sup>64</sup>). Hier kamen mehrere Hausgrundrisse der Spät-rössener Guppe Bischheim zutage, für die in den nach Norden ansteigenden Hang eine Baugrube ausgehoben worden war, die sich noch bis 0,70 m Tiefe erhalten hatte. Diese eingetiefte Bauweise stellt im westlichen Mitteleuropa im Alt- bis Jungneolithikum die Ausnahme dar und hat zu dem singulären Befund geführt, daß in den Häusern nicht nur die Reste von Herdstellen und Backöfen in situ erhalten geblieben sind, sondern daß während des „Hochwohnens“ auch Zeugnisse der ausgeübten Tätigkeiten konserviert wurden, nachweisbar durch entsprechende Fundkonzentrationen.

In Abb. 10 und 11 ist das am besten erhaltene Haus 2 (Stelle 77) dargestellt. Vollständig vorhanden blieb der Grundriß der ältesten Bauphase (a), eine etwas verzogene Anlage von 13,50 m Länge und 5,68 m größter Breite. Nur im Blick auf die jüngere Erweiterung (Phase b und c) kann man hierbei noch von einem beabsichtigten Trapezbau sprechen. Das jüngste Gebäude (c) erreicht 6,60 m Breite und war im erodierten südlichen Bereich mit Sicherheit länger, vermutlich noch um ein Joch der Dachpfosten (Tiefe des hinteren Raumes), d. h. es war etwa 18–19 m lang. Die Grundfläche des kleinen Gebäudes a beträgt 71 m<sup>2</sup>, wovon 22 m<sup>2</sup> auf den hinteren Raum, der eine Herdstelle enthielt, und

<sup>62</sup>) Nach Stehli *a.a.O.* (Anm. 32) 122 zerbrochen in einem bandkeramischen Haus im Mittel jährlich 6,5 Gefäße. Zum Gefäßbesitz eines Haushalts vgl. das ethnologische Beispiel bei David und David-Hennig *a.a.O.* (Anm. 54).

<sup>63</sup>) Allgemein zur Erforschung individueller Ereignisse: J. N. Hill u. J. Gunn (Hrsg.), *The*

*Individual in Prehistory* (1977).

<sup>64</sup>) J. Lüning, *Eine Siedlung der mittelneolithischen Stufe Bischheim in Schernau, Ldkr. Kitzingen. Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte A 44* (1981). In der folgenden knappen Schilderung kann der komplizierte Befund und seine Interpretation nur vereinfacht beschrieben werden.

49 m<sup>2</sup> auf den vorderen Raum, in dem ein Backofen lag, entfallen. Aus den Profilen geht hervor, daß die Hausfüllung im Norden mit knapp 0,70 m Tiefe erhalten und nach Süden in zunehmendem Maße durch Bodenabtrag zerstört worden ist.

Nicht nur in Haus 2, sondern auch in den anderen Häusern und in einer Reihe von Gruben kam neben Bischheimer Tonware auch ein kleiner Anteil an Rössener Scherben zutage, der zwischen 7,7% und 0,7% liegt. In Haus 2 gehören von 1754 Scherben 12 zu Rössen (0,7%) und 68 zu Bischheim (3,9%). Die Keramik ist stark zerbrochen, und von der Gefäßwandung hat sich nur wenig erhalten. Die in Abb. 10 und 11 kartierten verzierten Scherben stammen im wesentlichen von verschiedenen Gefäßen. Nur zwei Rössener Fragmente aus den Quadraten 33 (unteres Stratum) und 43 (2. Stratum) gehören zusammen, während die Bischheimer Ware in der Südostecke des Hauses, im Bereich eines Scherbenpflasters, größere, in situ befindliche Wandpartien aus mehreren Fragmenten aufweist.

An einer gleichzeitigen Verwendung von wenigen Rössener und vielen Bischheimer Gefäßen in Haus 2 ist nicht zu zweifeln, zumal das benachbarte, nur in seiner nördlichen Hälfte erhaltene Haus 1 (Stelle 21; 41 Rössener Scherben = 3,6%; 26 Bischheimer Scherben = 2,3%) denselben Befund zeigt. Die Scherben beider Stile kommen durch die gesamte Füllung nebeneinander vor. Eine stratigraphische Trennung ist nicht möglich, und auch eine Einschleppung von Rössener Keramik, die möglicherweise von einer älteren Besiedlungsphase am Ort hätte stammen können, ist angesichts der vertikalen und horizontalen Verteilung und ihrer Menge auszuschließen. Es läßt sich zeigen, daß die Hausfüllung im wesentlichen aus eingebrachtem Streulöß besteht, der vermutlich zu Reinigungszwecken auf dem Boden ausgebreitet worden ist; dazu kommt Bauschutt von den Umbaumaßnahmen. Vor allem aus der schlecht erhaltenen Keramik ist zu schließen, daß der größte Teil des im Hause entstandenen Abfalls nach draußen geschafft worden ist. Trotz dieser Reinigungsmaßnahmen, die sicherlich zu gewissen horizontalen Verlagerungen der Funde geführt haben, ist das Material doch im wesentlichen in situ geblieben, wie die durch Konzentrationen von Knochengeräten, Silex, Mahlsteinfragmenten und Felsgesteinstücken abgrenzbaren Arbeitsplätze zeigen. Daher wurden für die funktionale Analyse aus den Grabungseinheiten bodenparallele, 0,10 m starke, künstliche Betrachtungseinheiten gebildet („Horizonte“), mit deren Hilfe die zeitliche Entwicklung der Hausfüllung untersucht werden konnte.

Die Kartierung (Abb. 10. 11) zeigt, daß die Rössener Keramik im hinteren Raum konzentriert ist, während die Bischheimer Ware durch das ganze Haus streut. Diese Verteilung beginnt bereits unmittelbar nach der Errichtung des Gebäudes im unteren Horizont (1). Im 2. Horizont, in dem schon die Hauserweiterung der Phase c stattfindet, kommt Bischheim nur noch im großen Raum vor, und zwar vor allem im Bereich des Scherbenpflasters, das hier den jetzt aufgelassenen älteren Backofen überlagert und an eine jüngere Feuerstelle anschließt, die über der ehemaligen südlichen Querwand des Hauses liegt. Diese Feuerstelle scheint nach Form und Position einen zweiten Herd

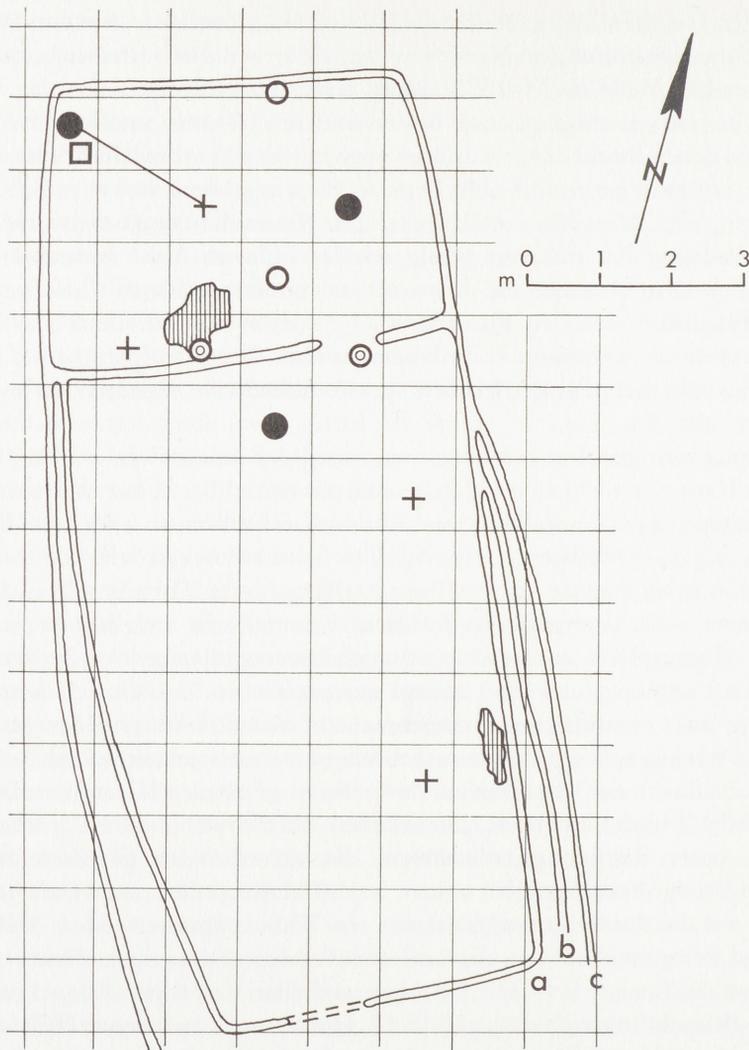


Abb. 10 Schernau, Ldkr. Kitzingen/Unterfranken. Hausgrundriß der Bischheimer Gruppe des späten Mittelneolithikums. Verteilung der verzierten Rössener Keramik in den Horizonten 1–5 sowie Herdstelle im kleinen Raum und vermutlich Backofen im großen Raum (Legende vgl. Abb. 11). Zwei Scherben aus dem 1. und 2. Horizont in der Nordwestecke gehören zu einem Gefäß.

darzustellen, da auch der Herd im hinteren Raum weiter in Betrieb bleibt. Erst jetzt gibt es hier auch Rössener Gefäße. Ob ein neuer Backofen im verlängerten Südostteil des Hauses errichtet worden ist, läßt sich nicht sagen. Im dritten Horizont bleiben beide

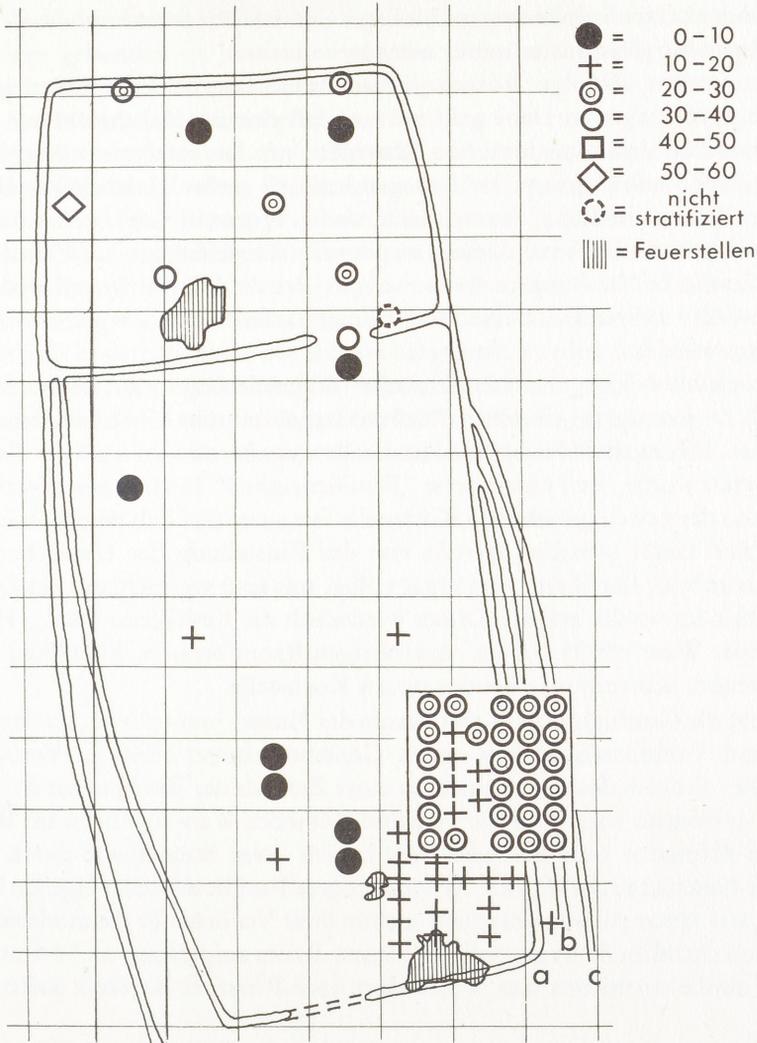


Abb. 11 Schernau, Ldkr. Kitzingen/Unterfranken. Hausgrundriß der Bischoheimer Gruppe des späten Mittelneolithikums. Verteilung der verzierten Bischoheimer Keramik in den Horizonten 1-6.

Herdplätze in Betrieb, die südliche Herdstelle wird nur durch eine Neuanlage ersetzt. Jetzt gibt es Reste von vier Bischoheimer Gefäßen im hinteren Raum, der durch Rössen weiterhin besetzt bleibt. Im 4.-6. Horizont schränkt sich die erhaltene Füllung zunehmend auf den kleinen Raum bzw. Teile davon ein und kann nur noch das weitere

Nebeneinander beider Stile bezeugen. Im Laufe des 4. Horizontes wird die Herdstelle im hinteren Raum aufgelassen; er erhält keine neue mehr.

An der generellen Abfolge Rössen – Bischheim besteht kein Zweifel. Aus der Verbreitungsgeschichte im Haus geht hervor, daß sich die Hausbewohner des Unterschiedes zwischen dem altertümlichen Rössener und dem modernen Bischheimer Stil vollauf bewußt waren. Schon die Erbauer besaßen mehr Bischheimer als Rössener Gefäße, ein Zahlenverhältnis, das sich im 2. und 3. Horizont rasch weiter zuungunsten der letzteren verschiebt. Von Anfang an werden die selteneren und kostbareren (?) Rössener Gefäße nur im hinteren Raum benutzt, der die Herdstelle und wohl auch den Eßplatz enthält, während mit den Bischheimer Gefäßen vielseitiger und freizügiger umgegangen wurde.

Der 2. Horizont bringt eine beträchtliche Vergrößerung des Hauses. Zusätzliche handwerkliche Aktivitäten, die diesen Mehrbedarf verursacht haben könnten, sind nicht nachweisbar. Dieses und die zweite Herdstelle sprechen dafür, daß die Erweiterung vorgenommen wurde, weil eine zweite „Familieneinheit“ hinzugekommen war. Diese verwendet an der neu eingerichteten Kochstelle fast ausschließlich Bischheimer Keramik und setzt sich damit offenbar bewußt von der Einstellung der Hauserbauer ab. Im hinteren Raum fehlt Bischheim jetzt sogar völlig, was aber vielleicht nur ein Zufall ist, da es im 3. Horizont wieder auftritt. Dieser wiederholt die Verhältnisse des 1. Horizontes, d. h. Rössener Ware wurde nur im rückwärtigen Raum benutzt, Bischheim im ganzen Haus mit einem Schwerpunkt bei der neuen Kochstelle.

Leider bricht die Geschichte im großen Raum des Hauses nunmehr ab. Es liegt nahe, die geschilderten Veränderungen mit einem Generationsunterschied in Verbindung zu bringen. Die „Gründerfamilie“ begann in einer Zeit, als der Bischheimer Stil schon die Oberhand gewonnen hatte und die verzierte Rössener Ware nur noch im Bereich des Koch- und Eßplatzes benutzt wurde. Sie behielt diese Sonderrolle durch die ganze verfolgbare Geschichte des Hauses. Als eine jüngere Familie mit einer eigenen Kochstelle hinzukam, trat dieser Altersunterschied auch in ihrer Vorliebe für die moderne Keramik zutage. Auch nachdem die Feuerstelle im kleinen Raum aufgelassen und vermutlich auch die ältere Familie verstorben war, wurde dort noch Rössener Keramik aufbewahrt und benutzt.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, zusätzlich zur Geschichte der Gefäßverwendung, genauer der verzierten Feinkeramik, auch die Geschichte der einzelnen Arbeitsplätze und der Raumnutzung zu schildern. Sie würde sich diesem Bild von zwei einander ablösenden Generationen jedoch widerspruchsfrei einfügen und es teilweise positiv stützen. Über das Ende des Hauses ist nichts bekannt. Der Bau hat aber, wenn man vom nördlichen Teil her richtig urteilt, keine grundlegende Erneuerung mehr erfahren, so daß die normale Lebensdauer eines hölzernen Pfostengebäudes veranschlagt werden sollte, die man ungerne höher als 50 Jahre ansetzen möchte.

Damit vollzieht sich in Schernau der Wechsel von Rössen zu Bischheim als ein mehrere

Jahrzehnte umfassender, allmählicher Prozeß, kontinuierlich zwar, aber nicht ganz linear, sondern gebunden an hinhaltende konservative und voraneilende progressive Einstellungen einer bäuerlichen Generationsfolge.

Wie dieser Prozeß bei den Herstellern, den Töpfern, vonstatten ging, läßt sich nur in Umrissen erkennen. In Schernau sind stilistische und technische Vermischungen beider Stile am selben Gefäß sehr selten. Das bestätigt die Auffassung, daß schon die Gründer des Hauses 2 in einer Zeit lebten, in der der Bischheimer Stil bereits geraume Zeit voll entwickelt war. Wo das geschehen ist, kann man einstweilen nur vermuten, doch ist aus Gründen der allgemeinen Kulturdynamik am ehesten an das Rhein-Maingebiet zu denken. Die Verbraucher konnten jedenfalls in Schernau Gefäße des vollentwickelten Bischheimer Stils erwerben, die in der Region hergestellt worden sind; eine entsprechende Bischheimer Ostgruppe läßt sich stilistisch aussondern. Ob in dieser Zeit auch noch die Rössener Gefäße, die den üblichen Stil der Rhein-Maingruppe zeigen, produziert worden sind, sei dahingestellt; hier könnten vielleicht keramiktechnische Untersuchungen weiterhelfen.